Kreuz und Schwert.

Erster Band.

Kreuz und Schwert.

Vierte Abtheilung

von

„Um Szepter und Kronen“.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Erster Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1875.

Erstes Kapitel.

Die sinkende Sonne eines Spätsommertages des Jahres 1869 sendete ihre schrägen Strahlen über die einfache und gleichmäßige, aber üppig frische Landschaft, welche in der Nähe von Düsseldorf den breit und ruhig dahinfließenden Rheinstrom einfaßt. Dieser stolze deutsche Strom, in dessen Wellen die Sage rauscht, der bis in die Tiefen seiner grünen Fluten hinein belebt ist von den sinnigen Mären vergangener Heldenzeiten, der die Lebensader bildet der waffen- und sangesfreudigen Geschichte Deutschlands, — er gleicht hier im flachen Lande nicht mehr jenem wunderbaren, die Seele mit geheimnißvoller Poesie anmuthenden Bilde, das er weiter hinauf bietet, wo er sich Bahn bricht durch starre Felsen — an den verfallenen Burgen vorbei, — das Rauschen seiner Wasser vermischend mit den sinnbethörenden Liedern der Loreley und dem mitternächtigen Schmerzensseufzer des grausamen Bischofs Hatto. Dort oben ist er der

Jüngling voll Kampfesmuth, voll tiefer Liebesglut, wie der goldene Wein, den die Sonne an seinen Ufern reift — hier ist er zum klaren, ruhigen Mann geworden, der in gesättigter Kraft nach überwundenen Lebenskämpfen den Segen einer fruchtbaren Thätigkeit um sich verbreitet.

Nicht Felsen und Burgen rahmen ihn hier ein — breite, grüne Wiesen und reiche Fruchtfelder dehnen sich weithin an seinen Ufern aus, hohe Gruppen uralter Riesenbäume ragen in einiger Entfernung daraus hervor, und zwischen den Schatten ihrer Wipfel schimmern die Dächer der großen Schlösser und der dazu gehörigen Wirthschaftsgebäude, der reichen Besitzthümer des landsässigen Adels, der hier seit Jahrhunderten auf seinen Erbsitzen lebt und noch immer mehr oder weniger von dem Unabhängigkeits- und Selbstständigkeitsgefühl der alten Reichsritterschaft erfüllt ist. In der Nähe der Ufer ziehen sich die mächtigen Deiche hin, welche, bis nach Holland herab, den Lauf des gewaltigen Stromes regeln und die von ihm befruchteten Felder vor der vernichtenden Gewalt seiner übermächtig anschwellenden Hochwasser schützen.

Auf dem Wege, welcher neben den Deichen her durch die Wiesen und Fruchtfelder führte, ritten zwei junge Offiziere in der grünen Husarenuniform. Beide

mochten höchstens zwanzig bis einundzwanzig Jahre alt sein — trotz dieses gleichen Alters und der gleichen Uniform aber war ihre ganze Erscheinung von auffallender Verschiedenheit.

Der Eine saß bequem auf seinem schönen Grauschimmel, seine Gestalt zeigte trotz seiner Jugend eine gewisse Anlage zu Fülle und Korpulenz, sein frisches Gesicht strahlte von einer sorgenlosen Heiterkeit, sein Mund mit den vollen, rothen Lippen schien wie von innerer fröhlicher Laune bewegt zu lächeln, und die großen hellblauen Augen blickten so glücklich und vergnügt über die Wiesen, die Felder und die Bäume hin, als schienen sie zu fragen, ob es wohl etwas Schöneres und Besseres geben könnte, als diese reiche, blühende Landschaft am Ufer des königlichen Stromes. Seine grüne Mütze mit dem rothen, weiß eingefaßten Streif saß etwas gebogen auf seinem Kopf und ließ das blonde, gelockte Haar hervordringen, das so lang gehalten war, als es die dienstliche Vorschrift nur irgend erlaubte.

Dieser junge Offizier, von dessen Antlitz das Morgenlicht eines sorgenfreien, glücklichen Lebens wiederstrahlte, war Graf Xaver von Spangendorf, der Sohn und Majoratserbe eines der reichsten und vornehmsten Grundbesitzer der Gegend. Seine Familie saß seit unvordenklichen Zeiten auf dem von waldähnlichem Parke

umgebenen Schlosse Rensenheim, dessen weitausgedehnte Nebengebäude bereits hinter einer bis hart an den Weg vorspringenden Schonung sichtbar wurden, während das Herrenhaus selbst noch hinter den hochragenden Baumwipfeln des Parkes sich verbarg.

Neben ihm ritt sein Freund und Regimentskamerad, der Lieutenant von Rothenstein, der Abkömmling einer alten schlesischen Familie, der mit dem jungen Spangendorf fast gleichzeitig in das sonst beinahe ausschließlich aus den Söhnen des rheinischen Grundadels gebildete Offizierkorps des Regiments eingetreten war.

Obgleich die Züge seines länglichen, bleichen Gesichts noch die ganze Weichheit der Jugend besaßen, lag doch in denselben ein gewisser Ausdruck von sinnender, wehmüthiger Trauer, gemischt mit einer fast starren und verschlossenen, eigenmüthigen Willenskraft, — der feine, scharf gezeichnete Mund mit dem eben hervorkeimenden schwarzen Bart auf der Oberlippe schien sich nur selten zu heiterem Lächeln öffnen zu können; aus den tief dunklen Augen blickte es hervor wie verborgenes Feuer, wie geheimnißvoll zurückgezogenes inneres Leben, und die feinen Flügel der schlanken griechischen Nase öffneten sich zuweilen weit, als suche eine innere Glut in scharfem Athemzuge einen Ausgang.

Der Lieutenant von Rothenstein saß in eleganter,

fester und sicherer Haltung auf seinem schwarzen Pferde, seine Uniform schloß sich eng um die schlanke und magere Gestalt, ernst blickte er über den Kopf seines Pferdes auf die Straße hin, die sich immer mehr vom Rheinstrom ab zu den Hofgebäuden von Rensenheim hin wendete.

„Es ist wahrhaftig ein guter Gedanke gewesen," rief der junge Graf Spangendorf, indem er seine kleine zierliche Reitpeitsche mit dem großen silbernen Knopf durch die Luft pfeifen ließ, was sein Pferd zu einem kurzen, unruhigen Satze veranlaßte, — „ein guter Gedanke, aus der heißen, staubigen Stadt herauszureiten nach dem schönen, kühlen Rensenheim — vor morgen Mittag haben wir nicht nöthig zurück zu sein, wir können uns herrlich ausruhen und stärken in dem schattigen Park und in den dunkeln kühlen Zimmern — um dann wieder," fügte er tief aufseufzend hinzu, „auf dem sonnenglühenden Exerzirplatz diese Tölpel von Rekruten das Reiten zu lehren."

„Ja," sagte der Lieutenant von Rothenstein, — „es ist eine wohlthätige Erholung — und für Dich ist es ein ganz besonderes Glück, daß Deine Heimat so nahe bei der Garnison liegt und Dir Gelegenheit gibt, auch den kleinsten Urlaub so schön zu benützen — ich muß Dir noch ganz besonders dankbar sein,

daß Du mich so freundlich in Deine Familie eingeführt —“

„Du weißt,“ rief der Graf Spangendorf, ungeduldig mit der Hand winkend, „welche Freude Du mir und allen den Meinigen machst, wenn Du zu uns hinauskommst — also laß uns keine Höflichkeitsredensarten machen —“

Er brach einen Augenblick ab und sah mit leuchtenden Blicken nach den hohen Bäumen des Parkes hinüber, zwischen denen jetzt ein breites, lang ausgedehntes Schieferdach und zwei nicht hohe, ebenfalls mit Schiefer gedeckte Kuppelthürme erschienen.

„Siehst Du, alter Freund,“ sagte er dann, mit seiner Reitpeitsche nach dem im Sonnenschein glänzenden Dach hindeutend, — „siehst Du — wenn ich so mein altes väterliches Haus und die alten Bäume und das Alles wiedersehe, was mich so von Jugend auf umgeben hat, dann wird es mir jedesmal leicht und frei, so wohl um's Herz, als ob ich ein liebes Menschengesicht erblicke, — es ist, als ob diese Erde mich anziehe, als ob ich auf ihr fester stände und sanfter ruhte als anderswo, — als ob die Luft hier sich leichter und freier athmete, als ob diese Sonne heller schiene! — Das ist recht kindisch,“ — sagte er dann lächelnd, fast verlegen, „Du wirst das thöricht finden, Du, der Du schon ein großes

Stück von der Welt gesehen hast, — und es ist auch beinahe lächerlich, dieß Hangen an der Scholle — dieß Heimweh, — da ich doch eigentlich noch nie von der Heimat wirklich entfernt war, — selbst als ich ein Jahr in Bonn studirte, war ich in jeden Ferien zu Hause — und jetzt bin ich ja wieder so nahe bei den Meinigen —"

„Ich finde Dein Gefühl wahrlich nicht thöricht," fiel Herr von Rothenstein ein, indem er seine Blicke mit träumerischem Ausdruck auf dem immer mehr hervortretenden Schieferdach ruhen ließ, „ich kann dasselbe vollständig würdigen, — empfinde ich doch selbst Aehnliches, nur," — sagte er seufzend, — „was bei Dir Freude und Glück über den Besitz einer Heimat ist, in welcher Dein Leben wurzelt, das ist bei mir tiefe, schmerzliche, ungestillte Sehnsucht.

Mit einem Blick voll herzlicher Theilnahme sah der Graf Spangendorf seinen Freund an.

„Du hast doch," sagte er ein wenig zögernd, „Deine Heimat in Schlesien — Du hast dort ein altes Familiengut, — es muß schön sein, nach Dem, was Du mir davon erzählt hast, — ein Schloß — Forsten mit großer Jagd, — die uns hier fehlt —"

„O ja, — ich habe das Alles," erwiederte Herr von Rothenstein, — „und es ist schön — es ist ein reicher Besitz und vortrefflich verwaltet von meinem

Vormund, der mir jetzt schon vor meiner Großjährigkeit den Ertrag meines Vermögens zur freien Disposition überläßt, — aber," rief er mit halb schmerzvoll wehmüthigem, halb bitterem Ton, — „ist das eine Heimat — eine Heimat, wie Du sie hast, wie sie Dich grüßt mit tausend lieben Erinnerungen! — Meine Eltern starben," fuhr er finster fort, „als ich noch keine zwei Jahre alt war, ehe noch mein Blick die Kraft hatte, ihr Bild in meine Seele zu tragen und dort zu bewahren zu heiliger Erinnerung, — mein Vormund, ein alter, unverheiratheter Vetter meines Vaters, — ein braver, ein ehrenwerther Mann, dem ich stets Dank schulde, sorgte auf das Vortrefflichste für meine Erziehung, — ich wurde einem Professor in Pension gegeben, ich lebte in dessen Familie, man war freundlich gegen mich, man erzog mich mit Sorgfalt, — fast verzog man mich, — aber ich war der Fremde unter diesen Menschen, die sich einander angehörten durch die Bande der Familie, — eine Mauer von Eis umgab mich, durch die ich mich nicht herausarbeiten konnte, — ich war allein, immer allein! Und wenn ich dann zuweilen auf mein väterliches Gut kam mit meinem Vormund, — dann begrüßten mich die Beamten und Eingesessenen mit Ehrerbietung als ihren künftigen Herrn, — aber es fehlte das lebendige Liebesband, das mich mit der Heimat

verknüpfte. Diese Gärten, diese Wälder, diese Wiesen waren mir fremd, — keine Erinnerung an kindliche Spiele, an Verwandte und Freunde trat mir entgegen. Die Zimmer des alten Schlosses waren erfüllt von dumpfem, schwülem Modergeruch, der die leicht empfänglichen kindlichen Sinne schaurig berührte, — waren sie doch eben erst kurz vor unserer Ankunft geöffnet, — man zeigte mir zwei große Bilder in breiten Goldrahmen, von denen man die verhüllende Florbedeckung abgenommen, und sagte mir, daß das mein Vater und meine Mutter sei; — ich sah eine schöne, sanftblickende Dame im weißen Seidengewand mit dunkeln Augen, — einen kräftigen hohen Mann in der ritterschaftlichen Uniform, aber ich suchte vergebens für diese Bilder einen Platz in meiner Erinnerung, — diese Augen, die da so vornehm ruhig aus den schimmernden Rahmen auf mich herabsahen, hatten niemals im Leben den warmen Strahl der Liebe auf mich gesendet, — trauriger als je kehrte ich zurück in die Familie meines Erziehers mit dem bitteren Gefühl im Herzen, daß das Haus meiner Vorfahren mir fremd sei, wie die Bilder meiner Eltern! — Darum habe ich auch meine heimatliche Provinz verlassen und bin in unser Regiment eingetreten, um all' jenen schmerzlichen Eindrücken zu entfliehen."

Die Pferde gingen im langsamen Schritt vor-

wärts, — das sonst verschlossen zurückhaltende Gesicht des jungen Offiziers zuckte und zitterte in lebhafter Bewegung, — es war, als ob ein tief im Innern verborgenes leidenschaftliches Gefühl in plötzlicher Aufwallung einen Ausdruck gefunden.

Die so gutmüthigen heitern Augen des jungen Grafen von Spangendorf ruhten halb erstaunt, halb voll tiefen Mitleids auf seinem Freunde, — er öffnete einige Male den Mund, als wolle er sprechen, ein Wort der Theilnahme und des Trostes sagen, — aber er fand nicht das Wort, das seine Theilnahme so ausgedrückt hätte, wie er sie fühlte, — und schweigend blickte er vor sich nieder, während der Lieutenant von Rothenstein mit mächtiger Anstrengung die Lippen auf einander preßte, um seiner tiefen Erregung Herr zu werden.

„Du siehst also," sagte er tief aufathmend, indem er sich fest im Sattel aufrichtete und einen Thränentropfen zerdrückte, der zwischen seinen Wimpern hervorquoll, — „Du siehst, daß ich Dein Glück, Deine Freude an der Heimat vollständig würdigen und verstehen kann, da ja doch mein ganzes Wesen erfüllt ist von der Sehnsucht nach diesem Glück, das der Himmel mir versagte."

„Armer Freund," rief der Graf Spangendorf mit treuherzigem Ton, indem er sich in rascher Bewegung zu seinem Kameraden hinüberneigte und ihm die Hand

hinstreckte, — „das Alles ist traurig, recht traurig — aber — vergiß das Vergangene, jetzt hast Du gute Kameraden und einen treuen Freund, und die Zukunft wird Dir ersetzen, was Du entbehrt hast, — wenn Du einst Deine eigene Familie gründest, dann wird Dein altes Haus sich wieder beleben und Dir zur lieben Heimat werden, und Du wirst Deinen Kindern," fügte er leicht lächelnd hinzu, — „schaffen, was Du Dir in Deiner Jugend ersehnt hast. Bis dahin" — sagte er dann heiterer, aber mit dem Klange warmen und tiefen Gefühls, — „bis dahin sollst Du meine Familie und meine Heimat als die Deinige ansehen — ich hoffe, bei uns wirst Du Dich nicht fremd fühlen!"

Herr von Rothenstein drückte innig die Hand des jungen Grafen, — ein warmer Blick dankte ihm für seine herzlichen Worte, — dann richtete sich sein Auge langsam auf das glänzende Dach des Schlosses Rensenheim, — es blitzte darin auf wie eine freudig hoffnungsvolle Frage und mit etwas unsicherer Stimme sprach er: „Verzeih', daß ich da meine alten traurigen Erinnerungen vor Dir berührt habe, — wenn ich sie irgendwo vergessen kann, so ist es bei Dir — und im Kreise der Deinen" — fügte er leise hinzu — immer den Blick auf das Schloß gerichtet, das bei der Wendung des Weges mit seinen weit ausgedehnten Flügeln aus den Bäumen hervortrat.

Das Pferd des Grafen Spangendorf, das den gewohnten Weg genau kannte und die Vortrefflichkeit des Stalles von Rensenheim zu würdigen wußte, setzte sich in Trab — der Graf hielt es nicht zurück, Herr von Rothenstein folgte, und in wenig Augenblicken hatten Beide die Wirthschaftsgebäude und die Wohnhäuser der Gutsbeamten erreicht.

Eine breite Allee von uralten Lindenbäumen führte nach dem Schlosse hin, der rasche Trab ihrer vortrefflichen Pferde brachte die jungen Husarenoffiziere schnell an das große Eisengitter, welches den inneren Hof des Schlosses von den übrigen Baulichkeiten trennte und dessen große Thorflügel von geschmiedetem Eisen weit offen standen.

Das Schloß selbst zeigte keinen eigentlichen Baustyl. Es war ein schwerer, massiver, zweistockiger Bau mit hohem Schieferdach — zwei lange Flügel schlossen den Hof nach der Gitterseite hin ab, — der Hauptbau hatte eine große, von einem steinernen Vorsprung überdachte Thür, zu welcher man einige breite Granitstufen hinaufstieg, die Fenster des Mittelhauses waren groß und hoch, grüne Jalousieen schützten sie vor den Sonnenstrahlen, man bemerkte, wo diese nicht geschlossen waren, hinter den Spiegelscheiben schwere Vorhänge und hie und da eine große Vase oder eine Marmorstatue. An den

Fenstern der Seitenflügel sah man überall leichte, schneeweiße Vorhänge, — hier waren die Fremdenzimmer des gastlichen Hauses, das oft bei großen Familienfesten mehr Gäste aufnahm, als irgend ein großes Hotel nur zu beherbergen im Stande gewesen wäre.

Als der Hufschlag der Pferde der beiden Offiziere auf dem Pflaster des Hofes erschallte, eilten aus den am Ende der Seitenflügel befindlichen Stallräumen mehrere Reitknechte in Stalljacken heran, um den Herren die Pferde abzunehmen, während ein Diener in einfacher, dunkelblauer, mit kleinen Goldschnüren eingefaßter Livrée ehrerbietig dem Sohne des Hauses und seinem Freunde entgegentrat, die, bekannt mit der sorgfältigen Genauigkeit und Pünktlichkeit des Stalldienstes, ihre Thiere den Dienern überließen.

„Die Herrschaften sind im Garten," sagte der Diener, indem er sich in der militärischen Haltung, welche dem früheren Soldaten stets eigenthümlich bleibt, neben der Thür aufstellte.

„Ist Besuch da?" fragte der Graf Spangendorf, während er mit seinem Freunde unter das Portal trat.

„Nur ein Herr von der Regierung, der die Deiche besehen hat," erwiederte der Diener, und die beiden Offiziere traten in eine hohe und weite, mit Granitfliesen ausgelegte Halle. An den mit altem Holzgetäfel

bedeckten Wänden sah man mächtige Geweihe und schöne Rehkronen, alte Waffen und Trinkhörner, einen großen Eichentisch, auf dessen Mitte in eine Kupferplatte das alte, einfache Stammwappen der reichsritterschaftlichen Familie derer von Spangendorf, noch ohne die von den Königen von Preußen verliehene Grafenkrone, eingegraben war.

Die beiden jungen Leute durchschritten sporenklingenden Trittes die kühle Halle und traten durch die dem Eingange gegenüberliegende Thür in einen großen Gartensaal, dessen bis zum Fußboden herabreichende Fenster sowie die große Glasthür in der Mitte weit offen standen, und der mit seinen weißen, von feinen Goldarabesken durchzogenen Tapeten, seinen großen Blumentischen und seiner von zahlreichen Kanapes, Causeuses und Fauteuils aller Art gebildeten Einrichtung ein Bild vornehmer Eleganz und behaglichen Comforts zugleich darbot.

Vor diesem Salon und in dessen ganzer Breite dehnte sich ein mächtiger, auf steinernem Fundamente ruhender Altan aus mit kunstvoll gearbeitetem eisernem Geländer und mit Orangen- und Lorbeerbäumen in großen Kübeln von Eichenholz besetzt. Wieder in der ganzen Breite dieses Altans führten mehrere Stufen in den Garten hinab. Ein weiter Platz, mit feinem gelbem

Kiessande bedeckt, aus welchem sich einzelne Blumenparterres erhoben, erstreckte sich an der ganzen Front des Hauses her. Dann begannen die hohen Bäume und schlossen den ganzen Rundblick ein, bis auf eine Lichtung dem Hause gerade gegenüber, in welcher man über einen schönen englischen Rasen hin weite Wiesenflächen erblickte und in deren Hintergrunde der blinkende Wasserspiegel des Rheins erschien.

Auf dem großen freien Platz, etwa dreißig Schritte seitwärts vom Hause, stand eine mächtige uralte Linde, weit um sich her kühlen Schatten verbreitend, — unter derselben ein eiserner Tisch und ebensolche Gartenstühle.

Hier war die Familie versammelt. Auf dem mit einem weißen Tuche bedeckten Tisch stand in einem, mit großen Eisstücken bedeckten Untersatz eine silberne Bowle, gefüllt mit leichtem, duftigem Moselwein, dessen Aroma durch Schnitten frischer Aprikosen erhöht war.

Der Graf von Spangendorf, der Vater des jungen Offiziers, saß an der einen Seite des Tisches bequem in den weit ausgeschweiften Gartenstuhl zurückgelehnt. Er war ein Mann von fünf- bis sechsundvierzig Jahren, stark und voll, doch von jener gesunden, behäbigen Korpulenz, welche die Leichtigkeit und Elastizität der Bewegungen nicht hemmt und der freien Cirkulation des Blutes kein Hinderniß bietet. Das volle rothe Gesicht

des Grafen mit dem leicht aufgekräuselten, röthlichblonden Schnurrbart und dem langen, herabhängenden, vollen Backenbart zeigte eine entschiedene Aehnlichkeit mit seinem Sohn, doch lag auf seiner hoch hinauf kahlen Stirn und in seinen sinnend und ernst blickenden Augen nicht mehr jene fröhliche, glückliche Heiterkeit, welche aus den Zügen des jungen Offiziers strahlte.

Er trug einen leichten Sommeranzug von weißem Leinen, und sein breitrandiger Strohhut lag neben ihm auf dem Boden. Ihm zur Seite saß ein Herr im schwarzen Ueberrock, von schlanker Gestalt und ruhiger, gerader Haltung, dessen kräftiges und gesundes Gesicht mit starkem, dunkelblondem Schnurrbart eine gewisse ernste Zurückhaltung zeigte.

Es war der Regierungsrath Rast, ein früherer Beamter des Königreichs Hannover, welcher als königlicher Kommissarius die Deichbauten besichtigt hatte und bei der Durchreise durch die Besitzungen des Grafen Spangendorf von diesem, der gastlichen Gewohnheit des Hauses und der traditionellen Deferenz gegen alle Repräsentanten der königlichen Regierung gemäß, zu Tisch eingeladen war.

Dem Grafen gegenüber saß seine Gemahlin, die Tochter einer alten Adelsfamilie des Münsterlandes, eine hohe, schlanke Dame mit edlen, scharfen Gesichtszügen,

welche in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein mußten, aber jetzt einen gewissen strengen und harten Ausdruck angenommen hatten, der nur durch den sanften, fast schwärmerischen Ausdruck ihrer großen, noch immer glänzenden dunklen Augen gemildert wurde.

Neben ihr saßen zwei junge Damen im Alter von siebenzehn bis achtzehn Jahren, Beide schön und elegant, aber sehr verschieden in ihrer Erscheinung.

Die Gräfin Gabriele, die Tochter des Hauses, welche zur Rechten ihrer Mutter saß, war eine schlanke, ätherische Erscheinung, ihr länglich ovales Gesicht mit dem kleinen, fast traurig und schwermüthig zusammengezogenen Munde, den großen dunkelblauen, meist niedergeschlagenen und durch außerordentlich lange dichte Wimpern verhüllten Augen, mit der weißen, von aschblondem dichtem Haar umgebenen Stirn zeigte keine Aehnlichkeit weder mit den Zügen ihrer Mutter noch mit denen ihres Vaters. Wohl aber hätte man in diesem wunderbar ansprechenden Gesicht, in diesem Augenaufschlag voll inniger, tief verborgener Empfindung den Ausdruck und die Linien eines Madonnenbildes von einem alten italienischen Meister wiederfinden können, das in dem Wohnzimmer der Gräfin hing, und vor welchem ein kleiner, mit schwarzem Sammet überzogener Betschemel bewies, daß die fromme Dame oft hier ihre

andächtigen Gebete zu dem Bilde der Mutter Gottes empor zu senden pflegte.

Die Gräfin Gabriele trug ein einfaches Kleid von weißem Piqué; ein goldenes Kreuz, das an einem schwarzen Bande von ihrem Halse herabhing, war der einzige Schmuck, den man an ihr bemerkte; keine Blume, kein Band zierte die einfachen Flechten ihres schönen Haares, ihre ganze Erscheinung erinnerte fast an eine Novize eines geistlichen Ordens.

Auf der anderen Seite der Gräfin saß ihre Nichte, Fräulein Josephine von Altheim-Oedenberg, die Tochter ihres früh verwittweten Bruders, welche dieser, der viel auf Reisen war und nur selten auf seinen Gütern lebte, der Erziehung seiner Schwester anvertraut hatte. Fräulein Josephine war eine blühende Erscheinung von dem gesunden und kräftigen, doch dabei vornehmen, distinguirten Typus der alten westphälischen Familien. Ihr frisches Gesicht mit dem kastanienbraunen Haar, den glänzenden, feurigen Augen und den vollen Lippen zeigte fröhliche Lebenslust und scharfen Verstand.

Ein leichtes Sommerkleid von weißem Mousselin mit feiner Spitzengarnitur umschloß ihre kräftige, volle Gestalt, ein rosenrothes Band war um ihren Hals geschlungen und hing in langen Enden von ihrem Nacken

herab, und eine frische Rose schmückte ihr mit einer gewissen koketten Eleganz frisirtes Haar.

Die Damen waren mit weiblichen Arbeiten beschäftigt und schienen keinen zu großen Reichthum an Unterhaltungsstoff zu besitzen, denn nur selten wechselten sie einige Worte miteinander, während der Graf Spangendorf und der Regierungsrath Rast in lebhafter Unterhaltung miteinander begriffen waren.

In einiger Entfernung von dieser Gruppe, im Schatten der den freien Platz begrenzenden Bäume ging der Hauskaplan des Grafen, der Pater Dominikus Haug, langsam auf und nieder, in einem kleinen schwarzen Buche lesend.

Der Pater Dominikus, welcher schon mehrere Jahre als Hauskaplan auf dem Schlosse zu Rensenheim lebte, war ein Mann von etwa achtundzwanzig Jahren. Seine Gestalt war schlank und kräftig, seine Bewegungen ruhig, würdevoll und bescheiden zugleich. Sein unbedeckter Kopf, dessen ganz kurz geschnittenes schwarzes Haar die kleine Tonsur deutlich hervortreten ließ, war von eigenthümlichem, charakteristischem Ausdruck. Die breite und hochgewölbte Stirn zeigte klare und freie Intelligenz, auf seinen scharf markirten Zügen lag eine stille und sanfte Ruhe, ein Zug ascetischer Zurückhaltung umgab die feinen Linien des Mundes. Seine

großen dunklen Augen von unbestimmbarer Farbe blickten, wenn er sie aufschlug, scharf forschend und durchdringend auf Denjenigen, mit welchem er sprach, und trotz seiner bescheidenen Haltung, trotz seiner sanften und weichen Stimme schienen diese Augen das Recht der Herrschaft über Geist und Gemüth Desjenigen, auf den sie sich richteten, in Anspruch zu nehmen. Es schien, als ob eine magnetische Kraft aus ihnen ausströmte, deren Einfluß sich selten Jemand entziehen konnte, der sich mit dem demüthigen und meist schweigsamen Kaplan längere Zeit unterhielt.

Der Pater trug den einfachen, bis zum Hals hinauf zugeknüpften Rock der Weltgeistlichen. Er schien sich ausschließlich mit seiner Lektüre zu beschäftigen, und nur von Zeit zu Zeit warf er einen schnellen Blick nach der Gesellschaft unter dem alten Lindenbaum hinüber.

Als die beiden Offiziere die Stufen des Altans hinabstiegen, erhob sich der Graf Spangendorf und ging seinem Sohn und dessen Freund mit freiem, vornehmem Anstand einige Schritte entgegen.

Der junge Graf eilte auf seine Mutter zu, küßte derselben herzlich und ehrerbietig die Hand und sagte dann:

„Ich habe bis morgen Mittag Urlaub, und mein

Freund Rothenstein hat die Freundlichkeit gehabt, mich hieher zu begleiten und uns Gesellschaft zu leisten.“

„Herr von Rothenstein ist sehr freundlich,“ sagte die Gräfin, den Gruß des jungen Offiziers erwiedernd, der dann die herzlich dargebotene Hand des Grafen ergriff, — „Herr von Rothenstein ist sehr freundlich, wenn er unsere ländliche Einsamkeit theilen will, wir können den Herren hier wenig Anregendes bieten, um sie für die Entbehrungen der Genüsse der Stadt zu entschädigen.“

Graf Spangendorf stellte den Freund seines Sohnes und den Regierungsrath einander vor, — die jungen Damen hatten den Besuch nur durch eine stumme Verbeugung begrüßt, und der junge Graf füllte zwei Kelche mit dem eiskühlen, duftigen Getränk aus der Bowle und reichte einen derselben seinem Freunde, während er selbst den andern mit durstigem Zuge leerte.

Der Pater Haug war herangetreten und hatte den Sohn des Hauses ehrerbietig, aber zugleich mit priesterlicher Würde begrüßt, dann hatte er sich kalt und ernst gegen Herrn von Rothenstein verneigt und sich darauf wieder in den Schatten der Bäume zurückgezogen, die Lektüre in seinem schwarzen Buch fortsetzend.

„Die Sonne sinkt und es wird kühl,“ rief der junge Graf Spangendorf, „es wäre schön, einen Gang

durch den Park zu machen. So oft ich hier bin, drängt es mich, meine alten Spielplätze wiederzusehen und ein wenig alte Jugenderinnerungen wachzurufen," fügte er mit einem heiteren, schalkhaften Blick auf seine Cousine hinzu, „jene alten Erinnerungen, in welchen meine kleine Freundin Josephine eine so bedeutende Rolle spielt, theils in friedlicher Eintracht, theils in heftigem Streit und Zank."

„Zu dem ich niemals die Veranlassung gegeben habe," rief Fräulein von Altheim, indem sie ihre lebhaften, klaren Augen mit herausforderndem Ausdruck auf ihn richtete, — „und in welchem ich jedenfalls immer Recht hatte. Uebrigens ist es nicht hübsch," fuhr sie fort, „die Erinnerungen an Streit und Zank festzuhalten: solche Erinnerungen der Vergangenheit üben ihren schlechten Einfluß auch auf die Gegenwart aus."

„Nun, damit hat es keine Gefahr," rief der junge Graf Spangendorf, „jetzt ist meine Erziehung vollendet, meine liebe Cousine hat mich so gut dressirt, daß ich nicht mehr wagen würde zu widersprechen, geschweige denn mich mit ihr zu streiten."

Fräulein Josephine zuckte leicht mit den Achseln, doch zeigte ein unmerkliches Lächeln ihres Mundes, daß sie sich völlig der Wahrheit dessen bewußt war, was ihr

Vetter sagte, und daß sie allerdings keinen Widerspruch von seiner Seite zu erfahren gewohnt sei.

„So laßt uns ein wenig durch den Park und nach den Wiesen herabgehen,“ sagte Graf Xaver, „ich möchte meinem Freund dort in der Freiheit das wunderschöne Füllen zeigen, das ich mir aufziehe, noch bevor es in den Stall zurückgebracht wird; ich glaube, ihr habt jetzt genug an den langweiligen Stickereien gearbeitet. — Begleitest Du uns, Mama?“

„Ich habe noch einige Anordnungen im Hause zu treffen,“ sagte die Gräfin, — „bleibt aber nicht zu lange aus, ich erwarte euch pünktlich zum Abendessen.“

„Ich glaube, wir bleiben hier im kühlen Schatten dieses Baumes und an der Quelle dieses nützlichen Getränks,“ sagte der Graf Spangendorf gegen den Regierungsrath gewendet, „und überlassen der unruhigen Jugend das Durchstreifen des Parkes, wenn Sie damit einverstanden sind,“ fügte er mit höflich verbindlicher Wendung hinzu.

Der Regierungsrath verneigte sich zustimmend.

Die jungen Damen standen auf, Fräulein Gabriele legte langsam und fast zögernd die kleine Kelchdecke von rothem Sammet aus der Hand, in welche sie mit feinen Goldfäden ein aus einem Herzen hervorwachsendes Kreuz stickte, und warf in raschem Augenaufschlag einen Blick

von eigenthümlichem, fast demüthigem Ausdruck nach dem Pater Haug hinüber, dessen Augen, während er fortwährend mit gleichmäßigen ruhigen Schritten auf und ab ging, streng und starr mit einem fascinirenden Schimmer auf sie gerichtet waren.

Rasch füllte Graf Xaver noch einmal die Gläser und leerte das seinige mit einer leichten galanten Verbeugung gegen seine Cousine, — dann schritten die beiden Offiziere mit den jungen Damen über den weiten freien Platz hin und verschwanden bald in einem der dunklen Laubgänge, welche aus der Tiefe des Parks nach dem Schlosse hin führten.

Die Gräfin hatte sich in das Haus zurückgezogen. Graf Spangendorf und der Regierungsrath Rast blieben unter dem Baume sitzen.

„Ich habe mich gewundert," sagte der Regierungsrath, — „obgleich ich von der preußischen Verwaltung eine sehr vortreffliche Meinung hatte, — über die wirklich ausgezeichneten Einrichtungen des hiesigen Deichwesens. Es hat mir besonderes Vergnügen gemacht, zu sehen, wie vortrefflich hier die Interessen der Uferbewohner gewahrt sind, indem man zugleich eine möglichst gerechte und wenig drückende Vertheilung der Lasten hergestellt hat."

„Sie finden also," sagte der Graf Spangendorf

mit leichtem Lächeln, „die preußische Verwaltung besser, als diejenige in dem früheren Hannover? Da weichen Sie eigentlich von den Ansichten in sehr maßgebenden Kreisen ab. Man hat mir erzählt," fuhr er fort, „daß dort oben die Ansicht ausgesprochen worden sei, es müsse in Hannover durchgehends das preußische Verwaltungssystem eingeführt werden, um bei den Bewohnern das durch die unveränderte Fortdauer der alten Zustände erzeugte und genährte Gefühl der fremden Okkupation verschwinden zu lassen. Es sei aber an sehr maßgebender Stelle bemerkt worden, daß dieß unthunlich sei, weil die hannöverische Verwaltung besser sei als die preußische."

Der Regierungsrath zuckte die Achseln.

„Ich möchte weder nach der einen noch nach der andern Richtung ein unbedingtes Urtheil abgeben," sagte er. „Die hannöverische Verwaltung hat mehr Elemente des Selfgovernments, obgleich diese in der letzten Zeit auch sehr beschränkt worden waren, die preußische hat mehr bureaukratische Ordnung, Präzision und Pünktlichkeit. Jedes System hat seine Vorzüge und seine Nachtheile; am besten wäre es, wenn man beide mit einander vereinigen könnte, wie das ja auch beabsichtigt werden soll in der neuen Kreisordnung, welche man, wie ich höre, projektirt."

„Ich habe auch davon gehört,“ sagte Graf Spangendorf, „daß man an etwas Derartiges denkt, doch noch immer nicht recht damit vorwärts kommen will. Eine Aenderung des Bestehenden würde auch in den alten Provinzen sehr böses Blut machen und viele Hindernisse finden — und vielleicht nicht nur bei den großen Gutsbesitzern, sondern ebenso auch bei der übrigen Bevölkerung. Solche Verhältnisse müssen mit äußerster Vorsicht angefaßt oder mit einem einzigen kühnen Schlage vollkommen von Grund aus umgestaltet werden. So ist es hier bei uns geschehen, und verhältnißmäßig hat man sich sehr schnell in die neue Ordnung gefunden, und ich muß Ihnen sagen, daß die Stellung und der Einfluß des wirklich großen und befestigten Grundbesitzes durch unsere Gesetzgebung nach dem Code Napoleon nicht verschlechtert sind. Es kommt in Allem weit weniger darauf an, nach welchem System und welchem Gesetzparagraphen man die Provinzen verwaltet, als darauf, daß der geschlossene Grundbesitz in festen Händen bleibt. Wo dieß der Fall ist, wird sein Einfluß unter allen Gesetzgebungen und unter allen Verwaltungssystemen derselbe bleiben.“

Er schwieg einen Augenblick.

„Sie haben ja in Ihrem Lande,“ sagte er dann, „auch tiefe und schwere Veränderungen erlitten, und noch

immer zuckt die dadurch erzeugte Bewegung durch das Volk. Diese Bewegung wird aber, wie ich glaube, auch bei Ihnen nicht lange dauern, denn in Hannover ist ja der Grundbesitz und Ackerbau das bestimmende Element des Volkslebens, und wo das der Fall ist, bestimmt sich die öffentliche Meinung auf die Dauer niemals nach politischen Sympathieen oder Antipathieen, sondern immer nur nach dem Bestreben, das Land, den Grund und Boden selbst auch den neuen Verhältnissen am besten und vortheilhaftesten anzupassen."

„Eine Generation wird doch noch vorübergehen," sagte der Regierungsrath Rast, „bevor die Hannoveraner wirklich und ohne Rückhalt sich als Preußen fühlen werden. Ich darf dieß um so ungescheuter aussprechen," fuhr er fort, „da Sie mich hier als preußischen Beamten vor sich sehen, also bei mir jedenfalls keine Feindseligkeit oder Voreingenommenheit gegen die neuen Zustände voraussetzen können. Aber ich muß Ihnen aufrichtig sagen, daß die Erinnerung an unser früheres Königshaus tief und voll schmerzlicher Bewegung in mir lebt und daß ich erst langsam und allmälig mich mit meinen Gefühlen in den neuen Verhältnissen zurechtfinden kann."

„Wir haben ja Aehnliches erlebt," sagte der Graf Spangendorf, „lange Zeit wurde ja auch hier die

preußische Herrschaft als eine fremde gefühlt, und charakteristisch ist es, daß noch heute, wo das längst vorüber ist, von der ganzen Bevölkerung die Soldaten einfach die ‚Preußen‘ genannt werden. Es ist das eine aus der früheren Zeit überkommene Bezeichnung, die heute durchaus nicht mehr den Begriff des Fremden und Feindlichen hat, die aber doch deutlich beweist, wie man zur Zeit ihrer Entstehung gedacht und empfunden hat. Was hier geschehen ist, wird sich in Hannover wiederholen, und um so schneller und sicherer, je fester, klarer und deutlicher Preußen seiner Politik eine deutschnationale Basis gibt. Ich gehöre ein wenig,“ sagte er lächelnd, „noch den Gesinnungen und Anschauungen der alten Reichsritterschaft an, und ich muß Ihnen sagen, daß, so aufrichtig ich meinem preußischen Könige ergeben bin, doch der Krieg mit Oesterreich und das gänzliche Verschwinden dieses alten Kaiserstaats aus der deutschen Geschichte mich schmerzlich berührt hat, — der Gedanke des Reichs hat für uns hier etwas zauberisch Verlockendes, und wenn Preußen die Reichsfahne zu entrollen und die alte Krone der deutschen Kaiser auf das Haupt seines Königs zu setzen in die Lage käme, so würde meine und aller mir Gleichgesinnten freudige Begeisterung einer solchen Zukunft gehören.“

„Das ist auch das Gefühl,“ sagte der Regierungsrath

lebhaft, „welches uns Alle in Hannover beseelt, die wir eine Versöhnung der Vergangenheit mit der Zukunft anstreben. Die einfach preußische Eroberung wird noch lange antipathischen Widerstand in den Gesinnungen des Volks finden, aber die Wiederherstellung eines großen, mächtigen Deutschlands würde mit einem Male den Geistern eine andere, neue Richtung geben, die Gemüther versöhnen und Alles zum guten Ende führen."

„Nach meiner Ueberzeugung wird es ja dazu kommen," sagte der Graf, indem er ernst nach dem im Abendsonnenschein schimmernden Rhein hinüberblickte, „unsere Nachbarn dort jenseits des Stroms trachten ja mehr und mehr danach, daß dieses diplomatische Spiel und Widerspiel, welches seit 1866 zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Grafen Bismarck geführt wird, endlich zu einer kriegerischen Entscheidung gedrängt werde, und wenn Deutschland in diesem Kriege siegreich sein sollte, wie ich sicher glaube und hoffe, dann wird, dann muß ja das alte Reich wieder erstehen und die alte nationale Kaiserherrlichkeit sich wieder erheben. Dann," fuhr er fort, „wird der deutsche Kaiser alle die Herzen willig sich unterwerfen, welche heute noch dem Könige von Preußen Widerstand leisten.

„Auch ich," sagte der Regierungsrath, „glaube an eine solche Zukunft, und ich wünsche und erhoffe sie

auch im Interesse meines speziellen Vaterlandes Hannover. Wie viel schöner freilich," fügte er mit leichtem Seufzer hinzu, „würde eine solche Zukunft sich gestalten, wenn jene unglückselige Spaltung des Glaubens und der Kirche unser deutsches Vaterland nicht in zwei Hälften theilte! Selbst für die kaiserliche Macht würde es schwer sein, die volle nationale Einigkeit herzustellen, solange nicht die ganze Nation im Glauben und im Gewissen einig ist."

Ein wenig erstaunt blickte ihn der Graf an.

„Sie beklagen," sagte er in verwundertem Ton, „die Folgen der Reformation?"

„Ich bin Katholik, Herr Graf," sagte der Regierungsrath, „wie Sie, und als solcher sehe ich die Reformation für ein großes nationales Unglück an, vielleicht deßhalb, weil die Kirche es damals nicht verstand, selbst im freien Entgegenkommen Mißbräuche abzustellen, weil sie es nicht verstand, die Bewegung der Geister zu fassen und zu leiten, und weil sie so vielleicht selbst die Schuld trug, daß diese Bewegung, statt zu einer Reformation zu führen, eine Sezession schuf."

Der Graf blickte in sinnendem Ernst vor sich nieder.

„Sie sind Katholik," sagte er, „ich freue mich herzlich, in Ihnen einen Glaubensgenossen zu begrüßen, und kann mich Ihnen gegenüber also freier aussprechen, als ich es sonst thue, da man uns ja, wie Sie auch

wissen werden, so leicht besondere Anschauungen und Ansichten unterzuschieben geneigt ist. Aber gerade als Katholik," fuhr er fort, „kann ich für das Wohl unserer heiligen Kirche eine Vereinigung Deutschlands in einem neuen Reiche nur als ein günstiges Ereigniß betrachten."

„Viele meiner Glaubensgenossen in Hannover," sagte der Regierungsrath, „denken anders. Ich persönlich halte mich von jeder Vermischung politischer und religiöser Fragen geflissentlich fern. Indessen es wird Ihnen vielleicht bekannt geworden sein, Herr Graf, daß unsere Kirche in Hannover eine ganz besonders günstige und selbstständige Stellung hatte, daß ihr dort viele Rechte zustanden, welche sie in Preußen nicht mehr besitzt, und es ist vielleicht nicht unnatürlich, daß unsere Glaubensgenossen dort befürchten, nach der Einverleibung in Preußen auch diese Selbstständigkeit ihrer Kirche allmälig einzubüßen."

„Diese Befürchtung," erwiederte der Graf, „würde sich am wenigsten realisiren, wenn Deutschland wirklich zu einem einigen Reich sich gestaltete, und wenn die so ganz katholischen Gebiete Süddeutschlands sich als ein berechtigter und mächtiger Faktor in dem Gesammtleben der Nation geltend machten. Die Könige von Preußen konnten protestantische Fürsten sein, für den deutschen Kaiser ist dieß unmöglich, und wenn er persönlich pro-

testantischen Glaubens ist, so wird er die katholische Kirche in Deutschland um so mehr in ihrem Recht und in ihrer Selbstständigkeit zu schützen Veranlassung haben, — um so mehr, wenn mit der Wiedererhebung des Reichs auch unter den deutschen Bischöfen der Geist der nationalen Selbstständigkeit, der sie im Mittelalter der römischen Herrschaft gegenüber erfüllte, wiedererstehen sollte, was, wie ich glaube, eine natürliche und folgerichtige Erscheinung sein müßte."

„Sie halten eine Kirche für möglich," fragte der Regierungsrath befremdet, „welche sich auf nationaler Basis von Rom loslösen würde, wie dieß in Frankreich mehrfach, aber vergeblich versucht worden ist?"

Der Graf lächelte.

„Sie verstehen mich falsch," sagte er, „ich bin ein eifriger Anhänger der einen und untheilbaren römischen Kirche. Als bester Beweis dafür möge Ihnen dienen, daß mein zweiter Sohn, der einzige jüngere Bruder des Offiziers, den Sie soeben hier gesehen, mit meiner Erlaubniß in den Dienst des heiligen Vaters eingetreten ist, um dessen Recht und dessen Unabhängigkeit nöthigenfalls mit seinem Leben zu vertheidigen, — aber," fuhr er fort, „so sehr ich die Untheilbarkeit und Einheit der Kirche in allen Glaubenssätzen und allen rein geistlichen Fragen für nothwendig halte, so glaube ich doch,

daß in ihrer äußeren Organisation und namentlich in ihren Beziehungen zur Staatsregierung die Kirche in großen Ländern ihre Eigenart und Selbstständigkeit, — ich sage es geradezu, ihre Unabhängigkeit von der römischen Kurie erstreben und bewahren muß, wie das ja zum Beispiel in Ungarn und in den morgenländischen Diözesen der Fall ist. Dadurch werden alle Konflikte mit der Staatsgewalt vermieden, welche in einer national selbstständigen Kirche niemals einen Gegner oder eine Gefahr erblicken kann, und deren Mißtrauen nur dadurch erzeugt und genährt wird, daß sie in der ganzen Organisation, Verwaltung und Herrschaft der Kirche sich immer der Hand Roms gegenüber befindet, das heißt, der Hand einer Macht, welche außerhalb ihrer Macht- und Rechtssphäre liegt. In den getheilten Ländern Deutschlands," fuhr er fort, „konnte eine solche Selbstständigkeit der Kirche nicht erwachsen, nicht bestehen, in dem geeinigten Deutschland wird dieß möglich sein, und wenn man in Rom klug und geschickt ist und wirklich das Heil der Kirche vor Augen hat, so wird man von dort aus selbst die Hand dazu bieten."

„Es liegt viel Wahres in Ihrer Bemerkung, Herr Graf," sagte der Regierungsrath, welcher mit hoher Aufmerksamkeit zugehört hatte, „und ich wünschte, daß diese Gedanken auch in meiner besondern Heimat sich

geltend machten; freilich wird das wohl erst möglich sein, wenn wirklich eine deutsche nationale Einheit geschaffen ist. Jetzt steht man dort noch zu sehr auf dem partikularistischen Standpunkt, von welchem aus, wie ich schon bemerkte, man in Preußen wesentlich die protestantische Macht erblickt, der gegenüber man sich eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren kann."

„Sie haben dort einen sehr eifrigen und geistvollen Vertreter der katholischen Interessen," sagte Graf Spangendorf, „Ihren früheren Minister Windthorst, ich habe ihn in Berlin kennen gelernt, auch einige Male in der Kammer sprechen hören, und bin wirklich erstaunt gewesen, welch' eine Fülle von Geist und scharfer Schlagfertigkeit diese anfangs so unscheinbare Persönlichkeit zu entwickeln vermag. Er scheint seine politische Thätigkeit mehr und mehr aufzugeben und sich wesentlich dem Dienst und der Vertheidigung der katholischen Kirche zu widmen."

„Vielleicht," sagte der Regierungsrath mit einem eigenthümlichen Lächeln, „weil — ihm die politische Thätigkeit verschlossen ist. Ich kenne ihn persönlich nur wenig, — aber man hat mir erzählt, daß er sehr geneigt gewesen sein solle, an leitender Stelle die Hinüberführung der hannöverischen Justizverwaltung in die neuen Verhältnisse zu übernehmen, und daß er sehr peinlich

durch die Ernennung Leonhardt's, seines früheren Generalsekretärs, zum preußischen Justizminister berührt worden sei. Unthätigkeit ist dieser reich und vielseitig begabten und strebenden Natur unmöglich, und auf dem kirchlichen Gebiet findet er das Feld wieder, das ihm in der Politik verschlossen ist."

„Ich habe ihn nur flüchtig kennen gelernt," sagte der Graf, das Gespräch abbrechend, „und jedenfalls ist es mir erfreulich gewesen, daß die Interessen unserer Kirche einen so geistvollen und beredten Vertheidiger gefunden haben. Doch wenn es Ihnen recht ist," sagte er aufstehend, „so lassen Sie uns ein wenig durch den Park gehen und unsern jungen Leuten folgen. Ich habe das Abendessen etwas früher bestellt, damit Sie noch die vollkommen bequeme Zeit zur Rückkehr nach Düsseldorf haben, aber uns bleibt immerhin noch eine halbe Stunde, um wenigstens einige Punkte des Parks anzusehen, auf die ich ein wenig stolz bin."

Der Regierungsrath verneigte sich zustimmend.

Der Graf reichte ihm aus seinem Etui eine Cigarre und beide Herren schritten schweigend dem Schatten des Parks zu, Jeder in seine Gedanken über das eben geführte Gespräch vertieft, welches Keiner von Beiden für den Augenblick wieder aufzunehmen Neigung und Veranlassung fand.

Der Kaplan hatte sich, fortwährend in seinem Buche lesend, während des letzten Gesprächs dem Grafen und dem Regierungsrath unbemerkbar etwas mehr und mehr genähert. Als die beiden Herren im Schatten der Bäume verschwunden waren, warf er über den Rand seines Buches hin, das er keinen Augenblick aus der Sehweite herabsinken ließ, denselben einen stechenden Blick nach.

„Das sind ja tief verwerfliche Ansichten," sagte er vor sich hin, „die ich da soeben gehört habe, um so verwerflicher für einen Vertreter des altkatholischen Adels im Gebiet des Rheinlandes. Ich habe früher niemals Aehnliches vom Grafen aussprechen hören und habe ihn stets für einen strenggläubigen Sohn der Kirche gehalten, aber freilich das Gift der Zeit dringt überall hin und diese Gedanken der nationalen Selbstständigkeit dem heiligen Stuhl gegenüber sind das gefährlichste, das bedenklichste Gift, um so gefährlicher, als ähnliche Gedanken sogar an den Bischofssitzen auftauchen und Platz gewinnen. Ich muß darüber berichten und auch meinerseits darauf aufmerksam machen, welche Gefahr hier droht. Und auch dieser fremde Offizier, der in der letzten Zeit so oft hierher kommt, bringt mir Gefahr, seine Gegenwart droht mir diese junge Seele, die mir gehört

und die ich dem Schooß der Kirche zuführen will, zu entreißen."

Er warf einen wie in vulkanischem Feuer glühenden Blick nach dem Schatten des Parks hinüber.

„Aber," flüsterte er dann aus seinen zusammengepreßten Lippen hervor, „was mir gehört, soll man mir nicht entreißen, eine Seele, die mein ist, ein Herz, das ich in meinen Händen halte, soll keinem Andern sich zuwenden."

Er war einen Augenblick stehen geblieben, warf einen schnellen forschenden Blick nach den Fenstern des Schlosses hinauf, schloß dann sein Buch und ging mit langsamen, würdevollen, abgemessenen Schritten in das Haus.

Die beiden Offiziere mit der Gräfin Gabriele und ihrer Cousine waren durch einen langen, breiten Gang, von den Zweigen hoher Lindenbäume überdacht, bis zu einem runden Platz gekommen, der rings von Rosenhecken eingefaßt war und auf der einen Seite einen weiten Blick nach dem Rhein hin gewährte; auf der andern Seite dieses Platzes stand, von weißen und rothen Rosenstöcken umgeben, auf hohem Piedestal ein kleiner Amor von Marmor, der eben einen Pfeil aus seinem Köcher zieht, um ihn auf den Bogen zu legen.

„Hier muß man sich in Acht nehmen," rief Graf

Xaver, „wenn dieser kleine heidnische Gott da oben seinen Pfeil auf uns abschießt, so ist es um uns geschehen, und wir müssen ewig in den Fesseln der Dame bleiben, auf welche gerade in dem Augenblick unser Blick gerichtet ist, wenn er nicht vielleicht," fügte er mit einem lächelnden Seitenblick auf seine Cousine hinzu, „die große Freundlichkeit hat, auf die Dame zu zielen, statt auf uns — dann ist die Sache umgekehrt."

„Das kann gar nicht vorkommen," sagte Fräulein Josephine spöttisch, „die Herzen der Damen sind gegen solche Geschoße geschützt, ich wenigstens fürchte mich vor dem Pfeil nicht und würde ruhig abwarten, wohin der kleine Gott zielen möchte."

Graf Xaver hatte einen Rosenzweig gepflückt, und unbemerkt an seine Cousine herantretend, berührte er ganz leicht mit einem Dorn dieses Zweiges die nur durch leichten Tüll verhüllte Schulter der jungen Dame.

Fräulein Josephine zuckte zusammen und stieß einen leichten Schrei aus.

„Siehst Du," sagte ihr Vetter, „man muß den Teufel nicht an die Wand malen. Und dieser Amor ist ja ein kleiner Teufel, Dich hat er für Deine Vermessenheit schon getroffen. Wenn Du mich jetzt ansiehst, so wird es sehr gefährlich werden."

„Wie unartig,“ sagte Fräulein Josephine, „wie ungalant!“ Und schmollend wandte sie sich ab, ohne die Augen zu ihrem Vetter aufzuschlagen.

„Du sollst mich jetzt ansehen,“ rief dieser, „um die Macht des kleinen Gottes, den Du verhöhnt hast, zu fühlen, oder sein Pfeil trifft Dich noch einmal.“

Er erhob drohend den Rosenzweig gegen die Schulter seiner Cousine. Diese bog sich zur Seite und eilte davon in der Richtung des Weges, welcher nach der Rheinaussicht hinführte.

Graf Xaver verfolgte sie mit dem Rosenzweig in der Hand, bis sie in einiger Entfernung plötzlich stehen blieb und drohend und abwehrend ihm ihre Hände entgegenstreckte. Da hielt er an, man sah ihn die Dornen von seinem Zweig brechen und dann seiner Cousine die Rose reichen, welche sie zögernd annahm und an ihre Brust steckte. Die beiden jungen Leute beeilten sich jedoch nicht, nachdem dieß geschehen, wieder zurückzukehren, sondern blieben auf dem Platz, den sie erreicht, stehen, in einem Gespräch, das augenscheinlich ernster und auch inniger und verständnißvoller war, als ihre bisherigen Neckereien.

Herr von Rothenstein stand allein unter dem Bilde des Liebesgottes, während die Gestalten des Grafen Xaver und des Fräulein Josephine in der Ferne von

dem Hintergrunde des abendrothen Himmels wie eine reizende Staffage des schönen Landschaftsbildes sich abhoben.

Eine tiefe Bewegung zuckte auf dem Gesicht des Lieutenant von Rothenstein, während Fräulein Gabriele ernst und ruhig mit niedergeschlagenen Augen dastand und kaum den eigenthümlichen Reiz dieser vom Abendgold verklärten Natur zu bemerken schien.

„Wie schön ist es hier bei Ihnen, Comtesse," sagte Herr von Rothenstein, „und wie heimisch und lieb muthet mich das Alles hier an, mich, der ich bisher stets allein im Leben war, und der ich den Reiz der Heimat entbehrte, welche mit dem Schimmer ihrer Erinnerung unser ganzes Leben vergoldet! Wie glücklich sind Sie und Ihr Bruder in dieser so schönen Heimat!"

„Sie haben mir erzählt," sagte Gräfin Gabriele, „daß Sie allein, ohne Eltern und Verwandte aufgewachsen sind. Das ist recht traurig," fuhr sie fort, indem sie das große, leuchtende Auge einen Augenblick zu ihm aufschlug, „recht traurig, und gewiß ist es ein großes Glück, eine Heimat zu haben, und eine so schöne Heimat wie diese. Es ist wahr," fuhr sie leise fort, „man kann auch in der Heimat allein sein, unsre Seele hat ja doch nur eine wahre Heimat, in der sie zu vollem Glück gelangen kann, — und diese Heimat ist nicht auf Erden."

Erstaunt, fast erschrocken sah Herr von Rothenstein das junge Mädchen an, welches die letzten Worte in einem Ton gesprochen hatte, der weder zu ihrem Alter, noch zu der heitern, schönen und lichten Umgebung paßte, in der sie sich befanden.

„Mein Gott, Comtesse," rief er wie scherzend, indem jedoch ein Klang von Unruhe und Besorgniß in seiner Stimme lag, „jene ewige Heimat der menschlichen Seele liegt uns, liegt Ihnen besonders doch noch unendlich fern, Ihnen, der die Erde allen Reiz bietet, den sie besitzt, Ihnen, die Sie die Aufgabe haben, glücklich zu werden und," fügte er mit etwas leiserer, inniger Stimme zu, „glücklich zu machen."

„Der Mensch steht in jedem Alter," erwiederte Fräulein Gabriele ernst und fast düster, „unmittelbar vor den Pforten seiner ewigen Heimat, in jedem Augenblick können sich dieselben öffnen, und wir müssen bereit sein, die Schwelle zu überschreiten, welche uns von allen irdischen Gütern, von allem flüchtigen irdischen Glück trennt."

„Ich verstehe es nicht," rief Herr von Rothenstein, „wie Sie solche traurige, düstere Gedanken in sich tragen können, hier an den Ufern des schönen Rheins, wo Alles fröhliche Lust und heiteres Leben athmet, wo die Lieder der Minnesänger einst erklangen, wo uns der

poetische Hauch der Sagen der Vorzeit umweht. Ich trage oft auch," fuhr er fort, „düstere Gedanken in mir, aber wenn ich hier geboren wäre, wenn ich hier aufgewachsen wäre im lieben Heimatkreis," sagte er, während der dunkel glühende Abendhimmel sich in seinen Augen wiederspiegelte, „dann würde mein Herz eben so voll von Glück, von Poesie, von Liebe und Freude sein, wie es das Ihres Bruders und wie es auch das Ihrige sein sollte. Ich habe immer eine so tiefe Sympathie gehabt," sprach er immer lebhafter weiter, „für diese wunderbaren Sagengestalten des Rheins, in denen allen die heldenmüthige Tapferkeit und die ritterliche Minne lebt. Ich habe mich begeistert, als ich noch fern von den grünen Fluten dieses herrlichen Stromes lebte, an den Heldengestalten der Nibelungen, an den lieblichen Märchen von Nixen und Elfen und an der unzerstörbaren Treue des Ritters von Toggenburg, der in allen Kämpfen, allen Fernen das Bild seiner Geliebten unzerstörbar im Herzen trägt."

Er hatte immer wärmer, immer inniger gesprochen, seine sonst kalten und abgeschlossenen Züge waren von tiefem Gefühl durchleuchtet, seine Blicke ruhten mit weichem Strahl auf der zarten Gestalt des jungen Mädchens.

Gräfin Gabriele hatte ihre Augen zu ihm aufge=

schlagen. Der leise Hauch einer kaum sichtbaren Röthe erschien auf ihrem bleichen Gesicht und es schien, als ob das Feuer seiner Augen auch in ihren Blicken eine sanfte Wärme erzeugte. Bei seinen letzten Worten flog es wie ein leichtes Zittern durch ihre Gestalt, langsam schlug sie die Augen nieder, und indem sie die Spitzen ihrer zarten Finger an einander legte, sagte sie leise, wie den durch seine Worte angeregten Gedanken folgend, vor sich hin:

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dieß Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz."

Herr von Rothenstein zuckte zusammen, auch er schlug die Augen nieder, und wie schmerzliche Trauer zuckte es um seinen Mund bei diesem durch seine Erwähnung der alten Sage so natürlichen Citate.

Einige Augenblicke standen Beide schweigend neben einander.

Endlich sagte Herr von Rothenstein in ruhigem und heiterem Ton, indem er auf den Grafen Xaver und seine Cousine deutete, welche langsam und in lebhafter Unterhaltung wieder auf den runden Platz zugeschritten kamen:

„Sehen Sie, Comtesse, Ihr Bruder und Ihre Cousine führen nicht so ernste Gespräche als wir — sie

haben der Rose den verletzenden Dorn genommen, und Fräulein von Altheim trägt die schöne, glückbringende Blüte an ihrer Brust, — mein Leben," fuhr er nach kurzem Zögern, wie einem schnellen Entschluß folgend, fort, „hat wenig Blüten bisher gehabt. Wollen Sie nicht auch mir eine von diesen Rosen schenken zur Erinnerung an diese Stunde, die mit ihrem schönen Blick auf diese lichte, liebliche Natur mir wie ein goldener Erinnerungspunkt unvergeßlich sein wird."

Gräfin Gabriele schlug langsam die Augen auf, sah ihn einen Augenblick wie fragend an, dann wandte sie sich zu dem Rosenstock, welcher die kleine Statue umgab, und streckte vorsichtig, die Dornen vermeidend, ihre Hand nach den Blüten aus.

Mit glückstrahlendem Blick folgte Herr von Rothenstein ihrer Bewegung.

Das junge Mädchen wandte sich wieder um und reichte die Blumen, die sie gepflückt, dem Lieutenant hin.

„Dank, tausend Dank," rief dieser mit zitternder Stimme, indem er fortwährend in ihre Augen blickte, — dann nahm er die Blume und hob sie langsam zu seinen Lippen empor. Aber plötzlich wurden seine Blicke starr und düster, ein Zug tief bittern Schmerzes erschien auf seinem Gesicht — es war eine weiße Rose, die sie gepflückt und ihm gegeben hatte.

Gräfin Gabriele stand bleich und zitternd vor ihm, sie hatte den Ausdruck seines Gesichtes gesehen und machte eine Bewegung, als ob sie sich abwenden wolle, als ob sie fürchte, daß er Das, was in seinen Zügen geschrieben stand, in Worten aussprechen möchte.

Graf Xaver und seine Cousine waren herangekommen. Zugleich hörte man von dem Weg zum Schlosse her die Stimmen des Grafen und des Regierungsraths, welche nach einigen Augenblicken aus dem Schatten der Allee hervortraten.

Die Unterhaltung wurde allgemein und Alle kehrten gemeinschaftlich nach dem Schlosse zurück, denn die Stunde des Abendessens war herangekommen.

Herr von Rothenstein hatte die weiße Rose in seine Uniform gesteckt und ging schweigend neben der Gräfin Gabriele her, nur durch gelegentliche allgemeine und zerstreute Bemerkungen an der Unterhaltung theilnehmend.

———

Zweites Kapitel.

König Georg V. war im Sommer 1869 wieder nach Gmunden gezogen und bewohnte dort wie im vorhergehenden Jahre die Villa Thun auf der Höhe vor der Stadt.

Der König saß in seinem Arbeitszimmer neben dem großen Speisesaal im Erdgeschoß der Villa. Die Fenster waren geöffnet und ließen die würzige Luft der hohen Waldungen mit dem frischen Hauch des Sees in das Zimmer dringen, dessen Wand einige von den früheren Bewohnern dort aufgehängte so schlechte Bilder verunzierten, daß der König, wenn er sie je hätte sehen können, gewiß sofort ihre Entfernung würde befohlen haben.

Vor dem Könige saß der Geheime Kabinetsrath, der in den letzten Jahren, wenn möglich, noch etwas kleiner, noch etwas trockener und noch etwas mürrischer geworden zu sein schien, beschäftigt, ein Paket Papiere,

aus welchen er dem Könige soeben vorgelesen hatte, mit einem rothen Band wieder zusammen zu binden.

Der König hatte einen Augenblick nachdenkend den Kopf sinken lassen, dann wandte er sein Gesicht mit dem so lebhaft bewegten geistigen Ausdruck nach der Seite des Kabinetsraths hin und sagte:

„Wie schwer ist es doch, den Ereignissen in dieser politischen Welt zu folgen, sie richtig zu würdigen und aus ihnen die Gestaltung der Zukunft zu kombiniren! Sie haben mir die Berichte aus Paris vorgelesen, und fast möchte ich sagen, daß ich durch dieselben noch unsicherer, noch unklarer geworden bin als vorher. Meding schreibt mir, daß der Ausbruch des Krieges wie das Schwert des Damokles an einem dünnen Faden über der politischen Welt hängt, daß dieser Faden immer dünner und schwächer wird und daß, trotz dem inneren Widerstreben des Kaisers, mit mathematischer Gewißheit der Ausbruch urplötzlich, unvorbereitet und überraschend erfolgen werde in einem, wenn auch nicht ganz genau vorherzubestimmenden, so doch gewiß nicht mehr sehr fernen Augenblick. Der Graf Breda dagegen," fuhr er fort, „versichert, daß der Kaiser nie Etwas unternehmen werde, daß seine Macht vollständig unterwühlt sei, und daß die Orleans die Erben dieser Macht und der Aufgaben sein würden, welche das Kaiserreich ungelöst ge-

lassen habe. Nach dieser Richtung hin müsse man also Fäden und Verbindungen anknüpfen, denn dort seien die Führer der Aktion der Zukunft, welche dem Kampf für mein Recht Raum und Gelegenheit würden bieten müssen. Wie schwer ist es, bei so verschiedenen und von beiden Seiten mit Bestimmtheit ausgesprochenen Auffassungen die wahre Lage der Dinge zu erkennen!"

„Diese Verschiedenheit der Auffassung scheint mir natürlich, Majestät," sagte der Geheime Kabinetsrath mit seiner dünnen scharfen Stimme, „denn die beiden Herren sehen aus ganz verschiedenen Kreisen heraus die Verhältnisse in Paris an. Der Graf Breda lebt wesentlich unter den, dem Kaiser und Kaiserreich feindlichen Elementen, während der Regierungsrath Meding vorzugsweise mit der Regierung und der diplomatischen Welt in Beziehung steht. Jedenfalls ist es gut, von allen Seiten informirt zu sein."

Der König schüttelte den Kopf.

„Das verwirrt aber," sagte er, — „was ich um so mehr beklage, als es gerade in meiner Lage das Wichtigste ist, genau und wirklich wahr unterrichtet zu sein über das, was vorgeht. Ich bedaure eigentlich," sagte er nach einem augenblicklichen Schweigen, „daß ich mich, vom Grafen Platen veranlaßt, mit diesem Grafen Breda eingelassen habe. Der Kronprinz war so ein-

genommen von ihm, der Graf Breda hatte ihm Wunderdinge von seinen persönlichen Relationen in Paris erzählt, die sich doch nun auf sehr enge und beschränkte Kreise reduzirt haben — und dann sollten seine Dienste so wohlfeil sein," fügte er mit leichtem Sarkasmus hinzu, „und davon spüre ich auch nichts, denn ich habe durch Elster nicht ganz unerhebliche Summen für ihn anweisen lassen. Freilich," fuhr er fort, „dieser Punkt kommt jetzt, Gott sei Dank, weniger in Betracht, da ja die vortrefflichen Geschäfte der Wiener Bank meine finanzielle Lage so unendlich verbessert haben, und ich, wenn die Sache weiter so günstig verläuft, bald in die Lage kommen werde, ohne alle Rücksicht und Einschränkung die ganze große Macht der Geldmittel für meine Rechte in die Wagschale werfen zu können. Nicht wahr, die Aktien der Wiener Bank stehen jetzt hoch? Ueber Zweihundert?"

„Zweihundertfünfundsiebenzig, Majestät," erwiederte der Geheime Kabinetsrath kurz und trocken.

„Es ist doch eine ganz vortreffliche Idee gewesen," sagte der König, indem er rasch die Hände aneinander rieb, „dieses große Geldinstitut zu gründen und damit die wesentlichste und wichtigste Macht, welche heute die Welt regiert, mir dienstbar zu machen. Wer hätte," fuhr er dann fort, „in diesem unscheinbaren und be=

scheidenen Elster ein solches Finanzgenie gesucht! — So bringen immer außergewöhnliche Zeiten außergewöhnliche Menschen hervor, und wenn ich wieder in mein Reich zurückkehre, so wird es mir ein großer Gewinn sein, solche Begabung in der Zeit der Noth und des Exils erkannt zu haben. Dieser Elster, der einen so großen Theil seines Lebens in der untergeordneten Thätigkeit des subalternen Bureaudienstes zugebracht hat, entpuppt sich da plötzlich als eine finanzielle Kapazität ersten Ranges, welche von den Matadoren der wiener Börse als eine Autorität betrachtet wird, und welche man mir schon abwendig zu machen sucht, denn er hat mir vor Kurzem geschrieben, daß die neugegründete Forstbank ihm bedeutende Offerten gemacht habe, wenn er in ihren Verwaltungsrath eintreten wolle, was er aber abgelehnt habe, um meinem Dienst seine ganze Kraft zu erhalten."

Der Geheime Kabinetsrath schwieg. Ein eigenthümliches skeptisches Lächeln spielte um seinen kleinen, faltig zusammengepreßten Mund.

Der König sah dieß Lächeln nicht, aber er schien betroffen durch das Stillschweigen seines langjährigen, vertrauten Sekretärs, von dem er eine zustimmende Antwort erwartet haben mochte.

„Sie theilen meine Ansicht über die Nützlichkeit

der Wiener Bank nicht, mein lieber Lex," sagte er dann im Ton zögernder Frage, „Sie sind noch nicht von Ihrem Vorurtheil gegen dieses Institut zurückgekommen?"

„Eure Majestät," sagte der Geheime Kabinetsrath, „haben die Sache lange und eingehend geprüft, Sie haben dieselbe beschlossen und in's Leben gerufen. Was würden jene retrospektiven Bedenken und Gründe helfen? Ich habe ja seiner Zeit meine Ansichten Eurer Majestät aufrichtig und einfach ausgesprochen, und da Allerhöchstdieselben mich fragen, muß ich Ihnen gestehen, daß ich auch heute noch mich von meinem tiefen Mißtrauen gegen alle solche Bank- und Kreditinstitute nicht freimachen kann, deren Basis ja doch nur auf imaginärem Werth beruht. Für den Augenblick sind allerdings bedeutende Erfolge erzielt, aber es wird immer wesentlich Glückssache sein, ob dieselben für die Zukunft erhalten werden können und dauernde Resultate liefern. Das Glück aber, Majestät, beruht auf Zufall, und es erfüllt mich mit einiger Besorgniß, einen so großen Theil des ohnehin schon beschränkten königlichen Vermögens den Chancen des Zufalls preisgegeben zu sehen."

Der König lachte.

„Wissen Sie, lieber Lex," sagte er, „daß es ein wahres Glück, eine segensreiche Fügung der Vorsehung ist, daß ich Sie gefunden habe?"

„Ein Glück für mich jedenfalls, Majestät," sagte der Geheime Kabinetsrath, sich verneigend, im Ton aufrichtigster Ueberzeugung, „denn wie hätte ich einen glücklicheren Beruf finden können, als einem so edlen und gnädigen Herrn meine geringen und bescheidenen Kräfte zu widmen!"

„Ich meine," sagte der König, „nicht Sie, sondern mich. Für mich ist es ein Glück, daß ich Sie gefunden habe, und abgesehen von Ihrer Treue und Hingebung, welche Sie mir stets in so unermüdlicher Weise bewiesen haben, ergänzen sich unsere Naturen auf wunderbare Weise. Ich bin geneigt zu raschen Entschlüssen, zu Illusionen und zu kühnen Handlungen, zu raschem Vertrauen in das Schicksal und in die Menschen. Sie sind das lebendige Korrelativ für meine Eigenschaften mit Ihrem unzerstörbaren Mißtrauen, mit Ihrer stets vorsichtigen Bedenklichkeit, mit Ihrer logischen und scharfen Erwägung aller Hindernisse und Gegengründe, — ich muß wirklich der Vorsehung danken, daß sie mich Sie hat finden lassen, und ich bitte Gott, Sie mir lange zu erhalten," fügte er mit innig herzlichem Ton hinzu, indem der Ausdruck eines tiefen Gefühls sein Gesicht erleuchtete.

Er reichte dem Kabinetsrath seine Hand hin, welche dieser, sich auf dieselbe herabbeugend, mit seinen Lippen berührte.

„Haben Sie noch etwas?“ fragte er nach einer augenblicklichen Pause.

Der Geheime Kabinetsrath zog einen zusammengefalteten Bogen aus der Tasche seines Rocks hervor und sagte mit einer gewissen leichten Ironie in seinem Ton:

„Graf Platen, Majestät, berichtet über eine Unterredung, die er mit dem Grafen Beust gehabt habe.“

„Nun?“ fragte der König gespannt.

„Graf Platen will aus dieser Unterredung wahrgenommen haben, daß Herr von Beust unzufrieden mit Eurer Majestät Vertretung in Paris sei, und daß er es für zweckmäßig halte, wenn Eure Majestät dort Ihre offizielle und quasi persönliche Repräsentation ganz aufhören ließen, da dieselbe zu sehr die Aufmerksamkeit Ihrer Gegner auf sich zöge und dadurch Ihren Interessen mehr schadete als nützte, da es ja doch viel zweckmäßiger sei, Alles, was dort geschehe, mit der Stille des tiefsten Geheimnisses zu umgeben.“

Der König stützte den Kopf in die Hand und versank einige Sekunden in schweigendes Nachdenken.

„Sollte der Reichskanzler,“ sagte er dann leise, wie zu sich selber sprechend, „wirklich mit dem Grafen Platen eingehend über meine Angelegenheiten und die Zukunft meiner Sache gesprochen haben? Freilich,“ fuhr er dann in demselben Ton fort, „in der Staatskanzlei

würde man es vielleicht lieber sehen, wenn meine Entschlüsse und Handlungen nur von dort aus inspirirt würden, wenn ich nur den Staatsrath Klindworth allein hörte und meine eigenen, mir wirklich ergebenen Diener von mir entfernte."

Er dachte abermals schweigend nach.

„Wollen Sie, mein lieber Lex," sagte er dann, den Kopf aufrichtend, „ein Schreiben an den Grafen Platen aufsetzen, in welchem ich ihm sage, daß ich ihm für seine Mittheilung danke, daß mich dieselbe aber etwas habe befremden müssen, da gerade von derselben Seite, von welcher jetzt nach seinem Bericht ein abfälliges Urtheil über meine Vertretung in Paris ausgesprochen sein solle, im Laufe dieses Sommers mehrfach und sehr nachdrücklich mir der Wunsch zu erkennen gegeben worden sei, ihn, Graf Platen, selbst von der Leitung meiner Geschäfte zu entfernen. Ebensowenig wie ich solchem, seine Person betreffenden Wunsch nachgegeben hätte, — ebensowenig könne und werde ich auch jetzt auf das ihm ausgesprochene Urtheil, das ich nicht theilen könne, irgendwelche Rücksicht nehmen."

Der Kabinetsrath hatte sich rasch, mit den Zügen des Bleistifts den Worten des Königs folgend, einige kurze Notizen gemacht.

Georg V. rieb sich mit heiterem Gesichtsausdruck und leicht pfeifend die Hände.

„Das ist sehr gut, sehr gut," sagte er, „das wird diesem Dinge hoffentlich ein= für allemal ein Ende machen."

Der Kammerdiener meldete den Hofmarschall Grafen Wedel.

Der Geheime Kabinetsrath erhob sich.

„Guten Morgen, lieber Wedel," rief der König dem Grafen mit herzlichem Ton entgegen, welcher un=mittelbar darauf in das Kabinet trat. „Was haben Sie vor Allem für Nachrichten von der Gräfin und von Ihrem kleinen neugeborenen Kind?"

„Es geht bis jetzt Alles gut," sagte Graf Wedel, — „ich danke Eurer Majestät für Ihre gnädige Theil=nahme. Meine Frau ist wieder vollkommen wohl, und ich sehe in einigen Tagen ihrer Ankunft entgegen. Ich werde dann Eure Majestät um die Erlaubniß bitten, ihr nach Wien entgegen reisen und einige Tage abwesend sein zu dürfen."

„Gewiß, gewiß, lieber Graf," rief der König, „ich hoffe Ihre Frau mit den Kindern bald hier zu sehen. Je schneller sie in diese schöne, reine Luft kommt, um so eher wird sie sich ganz erholen. Es ist recht traurig," fuhr er ernst fort, „daß das schwere Schicksal meines

Hauses und meines Landes auch Sie in Ihrem Familienleben betrifft und Sie zwingt, jetzt von der Gräfin getrennt zu sein.“

„Die Ehre und Freude, Eurer Majestät in dieser Zeit zur Seite zu stehen,“ erwiederte Graf Wedel, „muß auch mit einem kleinen Opfer erkauft werden, das ich doch außerdem,“ fuhr er mit einem Anflug von schmerzlichem Humor fort, „sehr erheblich mir selbst bringe, denn ich kann Eurer Majestät versichern, daß ich gar keine Neigung habe, nach Hannover zurückzukehren und mich dort als Sträfling auf zehn Jahre einsperren zu lassen. Unter diesen Verhältnissen vereinige ich hier in Gmunden das Angenehme mit dem Nützlichen, die schöne Luft und Natur mit meiner persönlichen Freiheit und Sicherheit, — doch,“ sagte er abbrechend, „ich bin gekommen, um Eurer Majestät mitzutheilen, daß der Staatsrath Klindworth angekommen ist. Ich habe dem alten Herrn ein Zimmer in meiner Wohnung gegeben, wo er ganz unbeachtet und ungestört ist, und wo Eure Majestät ihn ohne jedes Aufsehen sprechen können, da Allerhöchstdieselben ja wünschten, daß Ihre Beziehungen zu dem Staatsrath Klindworth so wenig wie möglich bekannt werden, was auch gewiß mit Rücksicht auf die vielen Indiskretionen, welche leider fortwährend vorgehen, sehr wünschenswerth und nothwendig ist.“

„Das ist vortrefflich," rief der König lebhaft, „vortrefflich, daß der Staatsrath gerade angekommen ist. Er schreibt nicht gern und hat mich in Betreff seiner Thätigkeit in Paris auf die mündlichen Mittheilungen, die er mir machen würde, verwiesen. Soeben noch sagte ich dem Geheimen Kabinetsrath, wie schwer es sei, unter den verschiedenen Mittheilungen, die von dem großen Mittelpunkt der Weltpolitik an mich gelangen, das Richtige und Wahre zu unterscheiden, und gerade jetzt kommt der Staatsrath an, der mir, wie ich hoffe, den bestimmt leitenden Faden dieses Labyrinths in die Hand geben wird."

„Der Staatsrath Klindworth, Majestät," sagte der Geheime Kabinetsrath mit seiner feinen scharfen Stimme, „hat gewiß sehr gute Beziehungen und sehr viel Scharfblick in politischen Dingen, aber Eure Majestät dürfen nach meiner unvorgreiflichen Ansicht nicht vergessen, daß dieser Herr in seinem bewegten Leben schon sehr vielen Interessen gedient hat, und daß man nicht immer ganz sicher sein kann, welches denn das eigentlich bestimmende Prinzip für seine Handlungen ist. Ich komme wieder mit meiner Vorsicht und meinem Mißtrauen,"" fuhr er ein wenig lächelnd fort, „aber Allerhöchstdieselben haben ja gerade dieß Mißtrauen soeben an mir gebilligt."

„Und ich werde es immer billigen, mein lieber Lex,"

sagte der König aufstehend, — „immer, obgleich ich glaube, daß es dießmal nicht ganz gerechtfertigt sein möchte, denn das Interesse seines eigenen Vortheils fesselt den Staatsrath sehr fest und unmittelbar an meine Sache und an den Sieg meines Rechts.“

Der Kabinetsrath schüttelte leicht den Kopf, doch sagte er nichts mehr.

„Ich will sogleich mit Ihnen nach Ihrer Wohnung gehen, mein lieber Alfred,“ sagte der König indem er die kleine goldene Glocke auf seinem Tisch stark bewegte.

Der Kammerdiener trat ein, reichte dem Könige die Handschuhe von dänischem Leder, ein großes spanisches Rohr mit goldenem Knopf und einen runden schwarzen Hut.

Georg V. streckte die Hand aus, Graf Wedel reichte ihm seinen Arm und fast unmerklich auf denselben sich stützend, verließ der König die Villa, während der Geheime Kabinetsrath sich nach seiner im Nebengebäude belegenen Wohnung zurückzog.

Der König stieg, immer auf den Arm seines Hofmarschalls gestützt, den langsam abfallenden Abhang vor der Villa Thun nieder; alle ihm begegnenden Bewohner der Stadt grüßten ihn ehrerbietig, denn alle kannten die hohe ritterliche Erscheinung des unglücklichen Herrn, der durch seine liebenswürdige Leutseligkeit und

Natürlichkeit, wo er auch immer sein mochte, alle Herzen für sich gewann.

Nach kurzer Zeit hatten sie das Landhaus erreicht, welches der Graf Wedel bewohnte. Der Graf führte den König durch das Vestibüle in seinen Salon, rollte einen großen Lehnstuhl in die Nähe des Fensters und bat dann um die Erlaubniß, sich entfernen und den Staatsrath Klindworth zu Seiner Majestät führen zu dürfen.

Nach einigen Augenblicken kehrte er mit dem alten Herrn zurück, dessen Erscheinung unverändert dieselbe war, und auf den weder Reisen, Ermüdung und Arbeiten, noch selbst die Alles beherrschende Zeit irgend einen Einfluß ausüben zu können schienen.

Der Graf stellte einen Sessel für den Staatsrath neben den König hin und entfernte sich dann, während Herr Klindworth, nachdem er die freundliche Begrüßung des Königs mit einer tiefen und demüthigen Verbeugung erwiedert hatte, sich Seiner Majestät gegenüber niederließ.

„Ich bin unendlich gespannt, mein lieber Staatsrath," sagte der König, „was Sie mir für Nachrichten aus Paris bringen werden. Sie haben mir in Ihrem letzten Brief nur ganz im Allgemeinen mitgetheilt, daß Alles gut steht, und schon dieses Wort aus Ihrem

Munde hat mich beruhigt, denn ich weiß," sagte er mit verbindlichem Neigen des Hauptes, „wie scharf Sie zu sehen und zu beurtheilen verstehen. Aber ich vermag aus der äußeren Beobachtung der Verhältnisse nicht so recht einzusehen, woher jetzt eine günstige Wendung kommen soll, da alle europäischen Mächte sich vor dem Erfolg zu beugen scheinen, da sogar das schwer gedemüthigte Oesterreich die Freundschaft der Macht sucht, welche alle seine historischen Rechte und Traditionen vernichtet hat, und da man in Frankreich nichts Anderes zu thun zu haben scheint, als fortwährend das berliner Kabinet mit Freundschafts- und Ergebenheitsbeweisen zu überhäufen."

„Gerade dieß, Majestät," sagte der Staatsrath, indem er von unten herauf in das freie, offene und edle Gesicht des Königs blickte, „gerade dieß sollte Eurer Majestät den Beweis liefern, daß unter der Oberfläche etwas Ernstes sich vorbereitet, denn die Freundschafts- und Friedensversicherungen, welche wie die Tauben mit den Oelzweigen die Welt durchfliegen, sind nie zahlreicher und nie inniger und herzlicher, als einige Zeit vor dem Ausbruch großer Konflikte. Wenn man lange Zeit zwischen zwei Staaten gereizte und scharfe Erörterungen stattfinden sieht, so wird nach meiner Erfahrung selten etwas Ernstes daraus, — und das,

was sich dießmal vorbereitet, wird allerdings eine der ernstesten Katastrophen sein, welche seit lange die Welt erschüttert haben — "

„Warum," sagte der König düster vor sich hinblickend, „warum muß es so sein, warum muß ich Erschütterungen herbeiwünschen, die so viel Blut kosten und so viele Menschenleben zerstören werden — um mein Recht zu vertheidigen, das zugleich das Recht meines Hauses und meines Volkes ist, und das ich nicht aufgeben kann, mag darüber zu Grunde gehen, was da wolle!"

Er seufzte tief.

„Eure Majestät," sagte der Staatsrath, „haben mir vor einiger Zeit ein sehr großes und wahres Wort gesagt, — ein Fürst, der regieren und seine Pflicht erfüllen will, muß die Furcht nicht kennen."

Der König nickte lebhaft mit dem Kopf.

„Das ist wahr," rief er, „und ich habe immer an diesem Grundsatz festgehalten."

„Erlauben mir Eure Majestät," fuhr der Staatsrath fort, „Ihren Satz zu ergänzen und zu der Furcht noch ein Zweites hinzuzufügen, das einem Fürsten stets unbekannt bleiben muß, — und dieses Zweite, Majestät, ist das Mitleid."

„Das ist wahr," sagte der König abermals tief

seufzend, „wahr, aber auch recht traurig. — Sie glauben also," sprach er dann weiter, „daß zu seiner Zeit Ereignisse eintreten werden, welche mir Spielraum und die Möglichkeit geben können, wirksam für die Wiedereroberung meines Rechts einzutreten?"

„Ich kann Eurer Majestät," erwiederte der Staatsrath, indem ein eigenthümlicher Blick aus seinen Augenwinkeln zu dem in gespannter Aufmerksamkeit sich etwas vorbeugenden König hinüberzuckte, — „ich kann Eurer Majestät die bestimmteste Garantie dafür geben, daß in weniger als einem Jahr ein großer europäischer Kampf das unvollendete und in seinen Fugen noch zitternde Gebäude von 1866 niederwerfen wird —"

„Niederwerfen?" fragte der König. „Glauben Sie des Sieges gewiß zu sein?"

„Gewiß, Majestät," erwiederte Klindworth, „da die Sache so eingeleitet werden wird, daß ein Mißerfolg unmöglich ist. Alles, was ich Ihnen sagen werde, Majestät," fuhr er dann mit leiser Stimme fort, indem er ein wenig näher zum König heranrückte und einen schnellen Blick durch das Zimmer schweifen ließ, „ist natürlich nur für Allerhöchstdieselben bestimmt. Vor allen Dingen dürfte, wie ich schon früher hervorzuheben die Ehre hatte, nichts von allem dem nach Hietzing gelangen —"

„Ich weiß, ich weiß," sagte der König lebhaft, „Sie können ganz beruhigt sein. Außer meinem Geheimen Kabinetsrath erfährt Niemand etwas von Ihren Mittheilungen und selbst Ihre Beziehungen zu mir sind nur den wenigen Personen bekannt, welche nothwendig sind, um dieselben zu unterhalten."

„Ich habe also," fuhr der Staatsrath fort, „den Kaiser Napoleon gesprochen und alle politischen Elemente in Paris, welche für die Situation maßgebend sind, genau beobachtet. Der Kaiser, Majestät, empfindet tiefer und tiefer, daß er die Herrschaft, deren Zügel sogar seinen Händen schon zu entschlüpfen beginnen, für seinen Sohn nur erhalten kann, wenn er noch einmal große militärische Erfolge erzielt und die in diesem Augenblick sehr zweifelhaft gewordene Stellung Frankreichs als erste Macht in Europa von Neuem wieder fest begründet, denn den Thron, vor welchem die europäischen Mächte sich beugen, werden die Franzosen sich immer gefallen lassen, — die nationale Eitelkeit ist und bleibt immer der Grundzug dieses merkwürdigen, so hoch begabten und doch wieder in manchen Beziehungen so kleinlich beschränkten Volkes. Zwar," sprach er weiter, während der König sich immer mehr zu ihm herüberneigte, um jedes Wort genau aufzupassen, „zwar scheut der Kaiser auf das Aeußerste vor dem Krieg

zurück aus allen möglichen Gründen, die sich aus fatalistischem Aberglauben, aus nervöser Abneigung gegen lärmende und blutige Szenen, wesentlich aber aus dem Bewußtsein seiner körperlichen Schwäche zusammensetzen, welche es ihm schwer machen wird, die Anstrengungen eines Feldzugs zu ertragen. Dennoch aber erkennt und fühlt er die Nothwendigkeit, er bereitet Alles vor, und im letzten Augenblick werden, wenn ihm der eigene Entschluß fehlt, die ihn umgebenden Elemente das entscheidende Wort von seinen Lippen zu ziehen wissen."

„Aber," sagte der König, als der Staatsrath einen Augenblick schwieg mit einem gewissen Zögern in der Stimme, „Sie wissen, daß es für mich eine Hauptbedingung meiner Betheiligung an der Aktion gegen Preußen ist, daß Frankreich eine solche nicht zu Eroberungen in Deutschland benutzt. Preußen hat mein Recht zwar schwer gekränkt," fuhr er lebhaft fort, „und ich werde vor keinem Mittel zurückschrecken, um mein heiliges und unanfechtbares Recht wieder zu gewinnen, darum aber bleibe ich doch ein deutscher Fürst und niemals würde ich direkt oder indirekt meine Hand dazu bieten können, deutsches Gebiet fremder Eroberung preiszugeben."

Der Staatsrath kreuzte die Arme über der Brust, sein breiter Mund verzog sich zu einem sarkastischen

Lächeln, und seine scharfen, stechenden Blicke ruhten mit fast mitleidigem Ausdruck auf dem König.

„Ich kenne vollkommen," sagte er dann, „die Intentionen Eurer Majestät und die Instruktionen, welche Sie mir so bestimmt gegeben haben. Dieselben Rücksichten, welche Eure Majestät leiten, müssen auch für Oesterreich bestimmend sein, selbst wenn der Kaiser Franz Joseph in seinem persönlichen Gefühl nicht so ausschließlich deutscher Fürst wäre, — denn auch durch den entscheidendsten Sieg würde Oesterreich niemals einen maßgebenden Einfluß in Deutschland wiedergewinnen können, wenn unter seiner Mitwirkung oder mit seiner Zustimmung deutsches Gebiet in erheblicher Ausdehnung" — fügte er mit einer gewissen Betonung hinzu, „an Frankreich verloren gehen sollte. Auch der Kaiser Napoleon," fuhr er fort, „ist ein viel zu klarer politischer Kopf, um dieß nicht zu begreifen. Er sieht vollkommen ein, daß alle Eroberungen, welche ohnehin dem von ihm proklamirten nationalen Prinzip widersprechen würden, Frankreich nie einen Machtzuwachs, wohl aber große Verlegenheiten schaffen könnten, — ist Frankreich in einem großen Kriege siegreich gewesen, so wird es immerhin fast die erste Macht in Europa sein und allen Glanz wiedergewonnen haben, der durch die mexikanische Expedition und durch die Schlacht von Sadowa allmälig

sich zu verdunkeln angefangen hat. Doch, Majestät, der Kaiser Napoleon ist nicht vollkommen frei, nach seiner eigenen Erkenntniß zu handeln. Er ist mehr noch als ein anderer Souverän abhängig von der öffentlichen Meinung und von der Stimme des Volkes, das ihn auf den Thron berufen, und ich kann Eurer Majestät nicht verhehlen, daß der Kaiser vielleicht der Einzige ist, welcher klar und richtig über die Frage der Eroberungspolitik denkt. Das ganze Volk, Majestät, ist von dem Chauvinismus beherrscht, der Glanz und die Macht Frankreichs sind in seinen Ideen unzertrennlich von dem Prinzip des ersten Kaiserreichs, welches Eroberungen auf Eroberungen häufte und in souveräner Oberherrlichkeit über die Kronen von Europa verfügte. Es wird nothwendig sein," sagte er mit einem lauernden Blick auf den König, „diesem chauvinistischen Geist wenigstens eine Befriedigung zu geben, und ich glaube, daß sich dieselbe sehr leicht in einer Grenzkorrektion finden lassen könnte, welche Frankreich die Grenzen von 1814 zurückgibt, die sich ja doch nur sehr wenig von den heutigen unterscheiden und deren Wiederherstellung kaum eine Eroberung genannt werden könnte. Was das koalisirte Europa damals dem vollkommen besiegten Frankreich zugestand, das würde man heute dem siegreichen Frankreich kaum versagen können, und ich glaube auch, daß das

nationale Gefühl in Deutschland, namentlich unter denjenigen Stämmen, welche durch den sich vorbereitenden Kampf ihre ersehnte Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wiedergewinnen wollen, würde in einer solchen Kombination kaum eine Beunruhigung finden können."

Der König neigte einen Augenblick seinen Kopf auf die Brust.

„Bei einer solchen Kombination," sagte er mit leiser Stimme, „wenn dieselbe von den übrigen europäischen Mächten gebilligt würde, käme die Zustimmung oder Nichtzustimmung eines deutschen Fürsten kaum in Betracht."

Er sann abermals einen Augenblick nach.

„Dagegen," fuhr der Staatsrath schnell fort, „glaube ich, daß der Kaiser, einer stets von ihm mit Vorliebe gehegten Idee entsprechend, einen sehr großen Werth darauf legen würde, an den Ufern des Rheins ein neutrales Gebiet herzustellen, welches die beiden großen Nationen von Deutschland und Frankreich so von einander zu trennen berufen wäre, daß nie eine unmittelbare Berührung der Interessen beider Staaten stattfinden könnte."

„Das ist ein Gegenstand europäischer Erwägung," rief der König wie erleichtert aufathmend, „bei welchem die nationale Würde nicht in Frage kommt, und die

Ausführung dieser Idee könnte ja beiden Nationen nützlich und förderlich sein, denn es liegt in der That viel Wahres in dem Gedanken, daß ein noch so kleines neutrales Gebiet zwischen zwei rivalisirenden Mächten den Frieden besser und sicherer erhält, als die stärkste Festung und die strategisch gesichertsten Grenzen."

„Was nun die neue Konstituirung von Deutschland betrifft," fuhr der Staatsrath fort, „wenn der gegenwärtige unnatürliche und halbe Zustand wieder aufgehoben sein wird, so ist der Kaiser der Ansicht, daß ein unbedingtes Uebergewicht Oesterreichs den wahren nationalen Interessen Deutschlands eben so schädlich sei, als eine einseitige Sympathie Preußens."

„Wem sagen Sie das?" rief der König lebhaft, „Deutschlands Lebensprinzip ist die Föderation mit der autonomen Selbstständigkeit seiner einzelnen Länder — der Cäsarismus ist stets verhängnißvoll für Deutschland gewesen, und die Welfen sind es vor Allem, welche stets ihre ganze Macht gegen den Cäsarismus eingesetzt haben."

„Es liegt also," sprach der Staatsrath weiter, „in der Absicht des Kaisers Napoleon, daß die zukünftige Gestaltung Deutschlands ganz dem von Eurer Majestät betonten Föderationsprinzip entspreche und daß die einseitige Suprematie der einen oder der andern der beiden

Großmächte durch starke und widerstandsfähige Mittelreiche dauernd ausgeschlossen werde. Für Süddeutschland würde Bayern in dieser Beziehung den Schwerpunkt bilden, für Norddeutschland Hannover, das natürlich erheblich vergrößert und verstärkt werden müßte, um seine so hoch begünstigte geographische Lage am freien Meer, an der deutschen Nordsee im vollen Maße benutzen und geltend machen zu können. Zu einer solchen Vergrößerung von Hannover," fuhr er fort, indem er sich ein wenig zum König hinüberneigte und die Stimme etwas dämpfte, „bieten sich nun sehr verschiedene Objekte, und es würden in dieser Beziehung die auf althistorische Traditionen gestützten Wünsche Eurer Majestät das vollste Entgegenkommen finden, da es nur im Interesse des europäischen Friedens liegen kann, wenn Preußen, das ja in Mitteldeutschland volle Entschädigung finden könnte, möglichst weit von den deutschen Westgrenzen zurückgedrängt würde. Ich möchte mir erlauben, Eure Majestät um die Mittheilung des Memoires über die alten welfischen Besitzungen zu bitten, da dieses Memoire ein sehr werthvolles Material zur späteren Beurtheilung und Entscheidung über die Frage der Gestaltung des künftigen Königreichs Hannover darbieten wird."

„Ich werde mir," erwiederte der König rasch, „Alles

zusammenstellen lassen, und werde Ihnen das Memoire selbst sogleich zuschicken."

Der Staatsrath verneigte sich, während ein leichtes Lächeln der Befriedigung auf seinem Gesicht erschien.

„Ich kann Eurer Majestät ferner," sagte er dann, „die Mittheilung machen, daß ich auch in London gewesen bin und dieselben Gesichtspunkte, über welche ich mit dem Kaiser Napoleon vollständig übereinstimmte, in einer ausführlichen Unterredung mit dem Grafen Clarendon erörtert habe."

„Nun," fragte der König mit lebhafter Spannung, „und was sagte Lord Clarendon?"

„Der Graf, Majestät," erwiederte Klindworth, „ist einer jener alten Engländer, deren es leider nur noch wenige gibt —"

Der König seufzte tief auf.

„Ja," sagte er, „es hat sich Vieles verändert in England, viel verändert, aber leider nicht gebessert."

„Graf Clarendon," fuhr der Staatsrath fort, „steht noch vollständig auf dem Boden der Traditionen der großen Geschichte des früheren Englands. Er kann zwar unter den gegenwärtigen Verhältnissen und in der gegenwärtigen Regierung nicht jenen Traditionen gemäß handeln, aber wenn der Augenblick kommen sollte, in welchem durch große Ereignisse die Wiederher-

stellung des Throns Eurer Majestät möglich werden würde, so wird der Graf mit aller Entschiedenheit und Energie dahin wirken, daß dieselbe in einer Weise erfolge, welche jede künftige Gefahr für Eurer Majestät Recht ausschließt, und daß dem welfischen Kontinentalreich die Garantie innerer und äußerer Widerstandskraft gegeben werde. Graf Clarendon wird in dieser Beziehung, das kann ich Eurer Majestät versichern, Alles thun, um Allerhöchstihre Wünsche und die Ideen des Kaisers Napoleon in der nachdrücklichsten Weise zu unterstützen."

„Er hat gewiß Grund dazu," sagte der König halb leise, wie zu sich selbst sprechend, — „denn sein dringender Rath war es im Jahre 1866, mich auf die Seite Oesterreichs zu stellen —"

Der Staatsrath hatte diese halblaut gesprochenen Worte des Königs scharf erfaßt.

„Graf Clarendon," sprach er schnell, „fühlt vollständig die persönliche und moralische Verpflichtung, welche er Eurer Majestät gegenüber hat, und ich kann nur wiederholt versichern, daß er derselben gemäß handeln wird. Ich werde mir erlauben," sagte er dann, „nach den Notizen, die ich mir über meine Verabredungen mit dem Kaiser Napoleon und über die Aeußerungen des englischen Ministers der auswärtigen An=

gelegenheiten gemacht habe, einen bestimmten Vertragsentwurf aufzusetzen und denselben Eurer Majestät vorzulegen, sobald," fügte er mit lauerndem Blick hinzu, „das Memoire über die welfischen Besitzungen in meinen Händen sein wird. Von Eurer Majestät würde man wesentlich erwarten, daß die Wiener Bank einen Theil der für die Aktion nöthigen Mittel herbeischafft, und daß ferner ein hannöverisches Korps von angemessener Stärke in diese Aktion eintrete, — für die Bewaffnung und Ausrüstung könnte der Kaiser Napoleon —"

„Das wird Alles besorgt werden," rief der König lebhaft, indem er das Haupt hoch emporrichtete, — „ich werde in dieser Beziehung keine Hülfe in Anspruch nehmen. Wenn ich für mein Recht in den Kampf trete, so darf und soll nicht Frankreich mir die Waffen dazu reichen."

„Ich werde also," sagte der Staatsrath, „das Alles sorgfältig formuliren und Eurer Majestät vorlegen, nicht daß ich es für nöthig oder selbst nützlich hielte, jetzt schon irgend einen Vertrag mit Frankreich zu schließen, aber es ist gut, daß die Sache in allen Punkten völlig fertig sei, um im gegebenen Moment, der vielleicht ziemlich schnell und unerwartet eintreten könnte, nur der Unterzeichnung zu bedürfen."

Der König neigte schweigend den Kopf. Es

schien, als habe er noch einen Gedanken, der ihn beschäftigte.

Der Staatsrath blickte ihn einige Sekunden erwartungsvoll an.

„Ich muß nun,“ sprach er dann, als der König noch immer schwieg, „Eure Majestät noch besonders darauf aufmerksam machen, daß sowohl in Paris wie in London bei dem Gedanken über die mögliche zukünftige Gestaltung Deutschlands eine Restauration des Kurfürstenthums Hessen vollständig ausgeschlossen ist. Der Kurfürst hat keine Descendenz und seine präsumtiven Erben stehen in solchen Beziehungen zu Preußen, daß man gewiß kein Interesse hat, ihre Rechte und Ansprüche irgendwie zu berücksichtigen. Die darmstädtische Linie würde auch eine größere Berechtigung haben, sich durch einzelne Gebiete zu arrondiren, während die übrigen Landestheile Kurhessens,“ fügte er mit Betonung hinzu, „nach anderer Seite hin zur Verwendung kommen könnten. Ich kannte diese Dispositionen im Allgemeinen und habe Eurer Majestät deßwegen dringend die Ausschließung des Kurfürsten von der Wiener Bank, namentlich durch die Vermittlung des Prinzen von Hanau, anrathen müssen. Heute habe ich über diesen Punkt bestimmte Gewißheit, ich bitte Eure Majestät dringend, sich jetzt und künftig möglichst von jeder Ver=

bindung mit dem Kurfürsten von Hessen fern zu halten und den Verkehr mit ihm ausschließlich auf die äußeren Höflichkeiten zu beschränken."

Der König schwieg.

„Und wie steht Herr von Beust," fragte er dann, „zu Allem, was Sie mir soeben gesagt haben?"

„Graf Beust," erwiederte er, indem er die Spitzen seiner kurzen Finger schnell gegen einander schlug, „ist kein Mann der Initiative und der Entschlüsse — in diesem Falle paßt seine persönliche vorsichtige Zurückhaltung vollständig mit den Interessen Oesterreichs zusammen. Die Haltung Oesterreichs wird im gegebenen Falle mit innerer Nothwendigkeit vorgezeichnet sein, und auch der Augenblick seines Eintritts in die Aktion wird sich aus den Ereignissen selbst und zwar dann mit zwingender Gewalt bestimmen. Für jetzt ist es nur nöthig, die allgemeinen Ideen, welche ich soeben Eurer Majestät entwickelt habe, und welche auch in Paris und London maßgebend sind, in den Anschauungen des Grafen Beust und des Kaisers Franz Joseph befestigt zu sehen. Das ist meine Sache. Weitere Details zu erörtern und festzustellen, würde in diesem Augenblick nur bedenklich sein. Ich werde ja jetzt in Wien bleiben und dort mit Sorgfalt und unter steter Beobachtung der Verhältnisse Eurer Majestät Interessen vertreten —"

„Und sie könnten in keinen besseren Händen sein," fiel der König in verbindlichem Ton ein. „Ich muß Ihnen gestehen," sagte er dann, „daß ich mich der Staatskanzlei gegenüber stets in einer gewissen Unklarheit befinde. Soeben hat mir Graf Platen noch mitgetheilt, daß man dort mit meiner Vertretung in Paris sehr unzufrieden sei."

Staatsrath Klindworth zuckte die Achseln.

„Ich weiß nicht," sagte er, „ob zwischen Graf Platen und der Staatskanzlei ein vertraulicher Verkehr stattfindet. Aber ich glaube, Eurer Majestät, wie ich das schon früher gethan, den bestimmten Rath geben zu sollen, Allerhöchstihre Vertretung in Paris ganz in derselben Weise bestehen zu lassen, wie bisher. Das ist gerade für meine Thätigkeit sehr wichtig und förderlich. Die öffentliche Aufmerksamkeit wird dadurch beschäftigt, die Nachforschungen Preußens werden abgelenkt, und ich kann um so wirksamer im Geheimen für Eure Majestät handeln. Da aber Eure Majestät," fuhr er fort, „soeben die Gnade gehabt haben, des Grafen Platen zu erwähnen, so glaube ich Ihnen meine persönliche und bestimmte Meinung dahin aussprechen zu müssen, daß es mir dringend wünschenswerth erscheint, einen andern Leiter für Eurer Majestät Geschäfte und insbesondere für Eurer Majestät auswärtige

Beziehungen zu finden, und zwar eine Persönlichkeit, welcher die Kabinette der Großmächte, wie ich glaube, mit weniger Zurückhaltung entgegengetreten würden. Jedenfalls wäre es nöthig, eine solche Persönlichkeit in's Auge zu fassen und zu designiren, um sie sofort bei der Hand zu haben, wenn die Ereignisse sich weiter entwickeln und der Augenblick fester Abschlüsse und bestimmter Aktionen herankommen wird. Ich bin so lange nicht in Hannover gewesen und habe wenig Kenntniß unter den dortigen politischen Persönlichkeiten. Aber Eure Majestät müssen ja darüber besser unterrichtet sein und sich klar werden können, bei welchem von Ihren Unterthanen sich die Eigenschaften finden könnten, welche die Leitung der Geschäfte und der auswärtigen Politik in so schwierigen Zeiten erfordert. Und diese Eigenschaften sind vor Allem Diskretion, Muth und feste Beharrlichkeit; Eigenschaften, welche ich bis jetzt in der Behandlung der Angelegenheiten Eurer Majestät nicht eben in hervorragender Weise bemerken konnte."

Der König seufzte tief auf.

„Mein Gott," rief er, „ich weiß ja vollkommen, was mir Noth thut. Aber welch' eine Disette von Staatsmännern herrscht in der heutigen Welt! Fast scheint es, als ob alle großen politischen Eigenschaften nur bei dem einen Mann vereinigt wären, der mir und

meinem Recht feindlich gegenübersteht. Ich wüßte in ganz Hannover nur Einen, der an Geist und Charakter einer solchen Aufgabe gewachsen wäre — Bacmeister — er hat den hellen Geist, den großen ruhigen Blick, das feste, muthige Herz — aber er ist krank und gebrochen —"

„Ich habe so viel von Windhorst gehört," sagte der Staatsrath, „sollte er nicht —"

„Windhorst ist ein feiner Geist," erwiederte der König, „zu fein vielleicht — aber — nein, nein, das würde nicht gehen — ich werde darüber nachdenken," sagte er dann, — „jetzt Etwas zu ändern, halte ich für bedenklich. Denn wenn man ändert, muß man auch das Bessere — das relativ Beste an die Stelle setzen.

„Sie gehen nach Wien zurück?" fragte er dann, das Gespräch abbrechend.

„Zu Befehl, Majestät," erwiederte der Staatsrath, „ich denke mich dort zu etabliren, um unausgesetzt für Ihre Sache thätig sein zu können. Meine Gesundheit hat sich durch die Kur in Marienbad, die ich vor meiner Reise nach Paris gebraucht habe, wieder vollkommen befestigt, und ich werde auch körperlich den Anstrengungen, welche meine Aufgabe erfordert, gewachsen sein."

„Ich habe," sagte der König, vor Kurzem die

Freude gehabt, Ihre Tochter, Madame Street, hier zu empfangen, mit welcher Sie ja in Marienbad zusammengetroffen waren und welche mir bereits erzählte, wie vortrefflich der dortige Brunnen auf Sie gewirkt."

„Eure Majestät sind sehr gnädig," sagte der Staatsrath, indem seine Stimme einen gewissen salbungsvollen Ton annahm, „ich war sehr glücklich, mit meiner Tochter zusammenzutreffen, welche mit ihrer Freundin, der Prinzessin de la Tremoille dorthin gekommen war. Es thut meinem alten Herzen so wohl, mich an der kindlichen Liebe und Aufrichtigkeit meiner einzigen Tochter zu erwärmen."

„Eine ausgezeichnet liebenswürdige Dame," fiel der König ein, „sie hat mir unendlich viel Interessantes erzählt. Sie hat ein ungemein feines Verständniß für Musik, und ich erfuhr durch sie viele sehr merkwürdige und interessante Züge von Liszt."

„Abbé Liszt würdigte meine Tochter seiner ganz besonderen Freundschaft," sagte der Staatsrath Klindworth, „und besuchte während seines Aufenthaltes in Paris häufig ihre Salons —"

„In welchen sich ja," fiel Georg V. ein, „die größten musikalischen Autoritäten von Paris regelmäßig versammelten. Solche Salons sind der unberechenbare Vorzug von Paris. Das werden wir hier bei uns

schwerlich jemals haben — vielleicht weil unsere Damen bei all' ihren vortrefflichen Eigenschaften und bei all' ihren Vorzügen es nicht verstehen, den Mittelpunkt einer Konversation zu bilden."

„Oder vielleicht," sagte der Staatsrath, „weil die Herren in Deutschland zu starr und zu ungefüge sind, um ihre Gedanken in das leichte und anmuthige Gewand einer Salonkonversation zu kleiden. Meine Tochter," sagte er dann, „ist mir übrigens auch in politischer Beziehung sehr nützlich und wird für die Sache Eurer Majestät in Paris mit Eifer thätig sein, während ich nun hier von Wien aus im Stillen weiter arbeite. — Eure Majestät hatten die Gnade," sprach er nach einer augenblicklichen Pause, „mir die materielle Grundlage für diese Arbeit mit so königlicher Großmuth in Aussicht zu stellen, Eure Majestät mögen es mir verzeihen, wenn ich mir erlaube, den Gegenstand zur Sprache zu bringen — die Nothwendigkeit zwingt mich dazu — ich bin ein armer Mann, ich habe immer nur die Sachen im Auge gehabt, denen ich diente — niemals meine Interessen —"

„Mein Gott," rief der König, „das versteht sich ja von selbst. Ordnen Sie das mit Elster. Sprechen Sie ihm Ihre Wünsche aus. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Ihre Dienste nach ihrem vollem Werth zu würdigen weiß."

Der Staatsrath verneigte sich.

„Und nehmen Sie vor allen Dingen nochmal meinen Dank,“ rief der König, indem er aufstand, „für die Umsicht und den Eifer, mit welchem Sie in Paris und London für mich gewirkt haben, und für die so hochinteressanten und erfreulichen Nachrichten, die Sie mir von dort überbrachten. Ich hoffe Sie bald und mit immer erfreulicheren Mittheilungen hier wiederzusehen. Ist Graf Wedel da?“

Der Staatsrath eilte zur Thür hin, und von dem im Vorzimmer wartenden Diener gerufen, erschien der Graf nach wenigen Minuten.

Sein sonst so heiteres und lebensfrisches Gesicht war bleich und zeigte einen Ausdruck schmerzvoller Erregung. Thränen standen in seinen Augen und in fast schwankender Bewegung näherte er sich dem Könige.

„Lassen Sie uns zurückgehen, lieber Alfred,“ sagte der König, indem er seinen Arm ausstreckte, „meine Konferenz mit dem Herrn Staatsrath ist zu Ende, und ich habe denselben nur noch, solange er hier ist, Ihrer ganz besondern Pflege und Sorgfalt zu empfehlen.“

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung,“ sagte Graf Wedel mit bebender, beinahe von Thränen erstickter Stimme, „daß ich in einem fast unzurechnungsfähigen Zustand vor Allerhöchstdenselben erscheine. Ich

habe soeben eine Nachricht erhalten, welche wohl geeignet ist, auch das kräftigste und muthigste Herz zu beugen."

„Mein Gott, was ist geschehen?!" rief der König erschrocken über den Ton der Stimme des Grafen.

„Meine älteste Tochter, Majestät, ist plötzlich gestorben," sagte Graf Wedel, indem ein unwillkürliches Schluchzen seine Worte unterbrach, „und mein letztes Kind ist so krank, daß sein Tod fast mit Gewißheit vorherzusehen ist. Und meine arme Frau, Majestät, ist durch den namenlosen Kummer so elend, daß die Aerzte für ihren Verstand fürchten."

Die starke Gestalt des großen, kräftigen Mannes zitterte vor schmerzlicher Erschütterung.

Der König faltete die Hände und sprach mit leiser, fast tonloser Stimme:

„Ruht denn des Unglücks Hand unerbittlich auf Allen, die mich umgeben? Ist es denn nicht genug an dem zertrümmerten Throne und der Noth des Vaterlandes? Müssen meine Getreuen auch in ihrem menschlichen Leben und Lieben so hart getroffen werden? Muth, mein lieber Wedel," sagte er dann, indem er seine Hand erhob und mit einer sanften, fast väterlich zärtlichen Bewegung auf die Schulter des Grafen legte, „Muth und Vertrauen! — Gott allein vermag zu erkennen, warum

er schlägt und prüft, seine ewige Gnade allein vermag aufzurichten und zu trösten."

„Majestät," rief der Graf, „der tiefste Schmerz in all' meinem Kummer ist der, daß ich nicht hineilen kann zu meiner armen, verzweifelnden Frau. Mir sind ja die preußischen Grenzen verschlossen, das Zuchthaus erwartet mich dort, wo einst meine Heimat war und wo jetzt die Hand des Todes auf meinem Hause ruht."

„Mein Gott," rief der König, „das ist wahr, das ist entsetzlich hart, — und das leiden Sie für mich," sagte er dumpf, indem er die Hand auf seine Augen drückte.

„Das, Majestät," rief der Graf mit durch Thränen leuchtenden Blicken, „das ist das Einzige, was mich in meinem Kummer tröstet, — daß ich leide für einen so edlen Herrn und sein heiliges Recht."

Schweigend streckte der König die Hand dem Grafen entgegen, dieser ergriff dieselbe und drückte sie lange an seine Lippen.

Der Staatsrath Klindworth stand zur Seite und selbst auf seinem starren und kalten, meist so gleichgültigen, skeptischen Gesicht zuckte es wie in unwillkürlicher Rührung bei dem Anblick dieses verbannten Fürsten und seines Dieners, den seine Treue von der Leiche seines Kindes, von dem Krankenbett seiner Gattin trennte.

„Sobald meine Frau reisen kann," sagte der Graf, „und sobald," fügte er mit kaum hörbarer Stimme hinzu, „über Leben oder Tod meines letzten Kindes entschieden sein wird, soll meine Frau auf den Rath der Aerzte nach Franzensbad gehen, um sich dort fern von der Umgebung voll schmerzlicher Erinnerungen zu erholen. Ich möchte Eure Majestät um die Erlaubniß bitten, dann ebenfalls dorthin gehen zu dürfen."

„Dazu bedarf es kaum der Erlaubniß," sagte der König mit sanfter Stimme, „ich bitte Gott, daß Ihre Frau bald, bald so weit kommt, um mit Ihnen vereint Trost für einen so schweren Schlag zu suchen. Sie werden jetzt nicht ausgehen wollen," sagte er dann, „wollen Sie nach der Villa senden und Hauptmann von Adelebsen holen lassen, um mich zurückzuführen."

„Wenn Eure Majestät die Gnade haben wollen, meine Begleitung anzunehmen," erwiederte Graf Wedel, — „ein Gang in frischer Luft wird mir besser sein, als wenn ich hier mit meinem Kummer allein bleibe."

„So lassen Sie uns gehen," sagte der König ernst und still.

Graf Wedel reichte ihm seinen Hut und sein spanisches Rohr.

„Auf Wiedersehen, Herr Staatsrath," rief Georg V. dem sich tief verneigenden Herrn Klindworth zu und

verließ dann, auf den Arm des Grafen Wedel gestützt, das Zimmer.

Der Staatsrath blieb stehen, faltete die Hände über der Brust und blickte nachdenklich vor sich hin. Auf seinem Gesicht erschien ein Zug von Rührung mit einem gewissen verwunderten Erstaunen gemischt.

„Ich bin schon lange gewöhnt," sagte er leise, „die Verhältnisse des Lebens nur mit der logischen Schärfe des Verstandes zu beurtheilen — und die Menschen durch ihre Schwächen und ihre schlechten Eigenschaften zu lenken, — mit wunderbar ungewohnter Neuheit berühren mich diese Zustände hier, — diese Hingebung eines Mannes an seinen Fürsten, der ihm nichts mehr bieten kann, — dem er vielmehr Alles opfert, was das Leben Schönes und Reizvolles gewährt, — und doch wird das Alles — Alles vergebens sein, denn so wie hier Politik gemacht wird, ist ja Nichts zu erreichen! — Ich bin auf neuem Terrain," sagte er nach einer Pause, — „ich muß hier mit den guten Eigenschaften des menschlichen Herzens rechnen, an welche ich schon lange den Glauben verloren hatte, — nun wenigstens wird die Wiener Bank diesem armen Könige einen großen und festen materiellen Besitz schaffen, — aus dessen Boden," fügte er mit einem zufriedenen Lächeln hinzu, — „ja auch für mich eine ergiebige Quelle fließen

wird, — so werde ich dann ein wirklich gutes Werk gethan — und ein gutes Geschäft zugleich gemacht haben.“

Er ging langsam in das für ihn eingerichtete Zimmer, vertauschte seinen weiten braunen Rock mit einem Aermel-Kamisol von gestreiftem Leinen, setzte sich in einen Lehnstuhl und versank, den Kopf auf die Brust fallen lassend, in gerader Haltung gegen die Rücklehne des Sessels gestützt, in einen leichten und ruhigen Schlummer.

Drittes Kapitel.

Die schwere Sommerwärme lag über der ewigen Stadt Rom, Seine Heiligkeit Papst Pius IX. hielt seine Residenz noch in den kühlen Räumen des quirinalischen Palastes, der mit seinen großen, tiefschattigen Gärten neben der Rione di Trevi hin den meisten Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen darbot, und die meisten der großen römischen Familien hatten sich auf ihre Landsitze in der Umgegend oder an der Meeresküste zurückgezogen. Der Fremdenverkehr hatte noch nicht begonnen. Es war die letzte Zeit in der todten Saison, wenn man in dieser ewig lebenden, die ferne Vergangenheit mit der Gegenwart immer neu verbindenden Stadt überhaupt von einer todten Saison sprechen kann.

In diesem Jahre aber herrschte während dieser Zeit der Ruhe und Abspannung in allen zur päpstlichen Kurie gehörenden Kreisen unausgesetzte und lebhafte Thätigkeit. Man sah häufiger als sonst in den Straßen

die schweren rothen, oben schwarzen und mit reicher Vergoldung verzierten Kutschen der Kardinäle mit den rothen Federbüschen der starken, schwarzen Pferde und mit den drei goldbetreßten Lakaien in hohen Hüten auf dem Trittbrett, denn es fanden zahlreiche und wiederholte Berathungen in den Kongregationen und bei Seiner Heiligkeit statt, um Alles für das bevorstehende ökumenische Konzil zu ordnen, welches nach dem Willen des Papstes die katholische Welt wieder vollständig einigen und sie dem obersten Hirtenstab Roms ohne Bedingung und Widerspruch gehorsam machen sollte.

Es waren so viele Formfragen, so viele wichtige und tiefgreifende Rechtsfragen zu erledigen, daß alle diese Kardinalpriester der römischen Kirche vollauf zu thun hatten, um überall die Traditionen und Rechte aus der Zeit der früheren Konzilien zu ermitteln und jede einzelne Frage spruchreif der Entscheidung des Nachfolgers Petri unterbreiten zu können. Denn auf dem bevorstehenden Konzil sollte ja Alles, was irgendwie noch unklar und zweifelhaft sein mochte, definitiv klar- und festgestellt werden, damit künftig die Kirche als eine geschlossene, nirgends angreifbare Macht sowohl dem Geiste des philosophischen Unglaubens, als auch den immer mehr hervortretenden Bestrebungen der weltlichen Mächte, sich und ihre Staatsangehörigen von der

geistlichen Gewalt der Hierarchie zu befreien, mit Nachdruck und Erfolg entgegentreten könne.

Es war etwa um die sechste Abendstunde eines Tages im Anfang des Septembermonats. Die Sonne sank, und während sich auf die von den hohen Palästen eingefaßten Straßen bereits die abendlichen Schatten zu legen begannen, glänzten die Kuppeln der Kirchen und der gewaltige Kolossalbau des Kastells St. Angelo in dem intensiven, goldrothen Licht, das fast wie ein greifbarer Farbestoff die Luft erfüllt und sich in wunderbarer Schärfe von dem tiefen Dunkelblau des Himmels abhebt.

Von der Richtung nach dem Meere her erhob sich ein leichter Windhauch, welcher Kühlung und frischen Lebensodem über die in träumerische Schlaffheit versunkene Stadt hintrug.

Die Straßen begannen sich mehr und mehr zu beleben, die Bettler kamen aus den schattigen Winkeln hervor und nahmen ihre Plätze an den belebteren Theilen der Stadt ein oder stellten sich an die Ausgangsthüren der Kirchen, um den zur Abendandacht Eintretenden die schweren Thürvorhänge aus dem mehrfach übereinander genähten, mit dickem Leder eingefaßten Segeltuch empor zu heben und dafür ihre größere oder geringere Gabe in Empfang zu nehmen.

Vor den Häusern fanden sich die Mädchen in ihren malerischen Kostümen mit den silbernen Nadeln in den reichen Flechten der schwarzen Haare zusammen.

Die Osterias begannen sich zu füllen. Noch einmal vor der Nacht entfaltete sich all' dieß bunte pittoreske Leben, welches die Eigenthümlichkeit dieser Stadt bildet, die durch kriegerische und geistliche Macht fast zwei Jahrtausende die Welt beherrscht hat.

Durch die bunten Gruppen, welche den Borgo San Spirito und die Piazza San Pietro erfüllten, schritt ein junger Mann in der kleidsamen Uniform eines Offiziers der päpstlichen Zuaven, dieses aus den freiwilligen Streitern für die Legitimität und die katholische Kirche gebildeten Korps, welches die ältesten und vornehmsten Namen der katholischen Christenheit in seinen Reihen aufweisen konnte.

Der junge Mann war hoch und schlank gewachsen, sein Gesicht zeigte die hellen Farben der norddeutschen Rassen, sein kurzes, leicht gelocktes, blondes Haar quoll unter dem Käppi hervor, auf seinem Gesicht mit den reinen, edlen und regelmäßigen Zügen lag die frische, fast rosig zarte Farbe der Gesundheit, und seinen Mund, auf dessen Oberlippe ein leichter blonder Flaum keimte, umgab ein Zug von fast noch kindlich harmloser Heiterkeit. Mit diesem ganzen Gesicht standen aber die Augen

nicht im Einklang, denn diese Augen waren von einem so tiefdunklen Blau, daß sie fast schwarz erschienen und merkwürdig gegen das blonde Haar und die helle Gesichtsfarbe abstachen — in ihren Blicken lag eine so schwärmerisch traurige Wehmuth, ein so schwerer Ernst, daß, wenn man diesen Kopf auf einem Bilde gesehen hätte, man dem Maler den Vorwurf gemacht haben würde, die lebensfrischen heitern Züge eines Jünglings mit den Augen eines durch schwere und schmerzliche Lebenserfahrungen gereiften Mannes zusammengestellt zu haben.

Der junge Offizier schritt langsam und, wie es schien, tief mit seinen Gedanken beschäftigt, einher. Er bemerkte nicht die demüthigen Verbeugungen der Bettler, welche ihm ihre Hände entgegen streckten, um eine Gabe zu empfangen. Er bemerkte nicht die Blicke, welche aus den flammenden schwarzen Augen der schönen Römerinnen ihm folgten, und erwiederte selbst nur zerstreut die liebenswürdigen und freundlichen Grüße der Priester, welche mit besonderem Wohlwollen jeden Angehörigen dieser Elitetruppe betrachteten, die sich zur Vertheidigung des Glaubens, der Kirche und der Rechte des heiligen Stuhls gebildet hatte.

Am Ende der Piazza San Pietro wandte er sich zu dem Palast des heiligen Offiziums; von dem Thürsteher

ehrerbietig begrüßt, durchschritt er den inneren Hof und stieg die breite Treppe hinauf, von deren Absätzen sich weite Gänge in das Innere des mächtigen Gebäudes erstreckten.

In diesen Gängen sah man alte schwere Thüren, über welchen mit großen Buchstaben die Namen der Länder der verschiedenen Welttheile geschrieben waren, um die Bureaux zu bezeichnen, in welchen die heilige Inquisition ihre Herrschaft über die Gewissen in allen Theilen der Erde aufgerichtet hatte, und von welchen aus einst die Instruktionen an Torquemada und Arbuez ergangen waren. Der junge Offizier schritt an diesen Gängen vorüber und trat im ersten Stockwerk in eine schöne, geräumige Vorhalle, an deren Eingang zwei reich galonirte Lakaien standen, während in der Halle selbst mehrere junge Geistliche in ihren einfachen, eng anliegenden schwarzen Kostümen auf und nieder gingen.

Die beiden Lakaien traten respektvoll zur Seite, einer der Abbates näherte sich dem Offizier der Zuaven und fragte in bescheidenem, fast demüthigem Ton mit leiser Stimme nach seinem Begehr.

„Seine Eminenz der Kardinal Monaco La Valetta hat mich zu dieser Stunde zu sich beschieden," erwiederte der junge Mann, „und diesem ehrenvollen Ruf folgend bin ich hier, die Befehle des hochwürdigsten Kardinals

entgegen zu nehmen. Ich bin der Graf von Spangendorf, und wie Sie sehen," fügte er, auf seine Uniform deutend, hinzu, „Offizier der Zuaven Seiner Heiligkeit."

Der Geistliche verneigte sich mit einer fast weltmännischen Höflichkeit und führte den Grafen in ein geräumiges Vorzimmer, von dessen großen Fenstern die schweren seidenen Vorhänge weit zurückgezogen waren. Die Wände waren mit Marmor bekleidet, man sah an denselben einzelne Antiken, Statuen und Bronzen von tadelloser Schönheit. Ein großer Mosaiktisch, von mächtigen Lehnstühlen umgeben, bildete das ganze Ameublement.

„Ich bitte den Herrn Grafen, einen Augenblick zu warten," sagte der Geistliche, „es ist augenblicklich Besuch bei Seiner Eminenz, und in kurzer Zeit wird der Kardinal frei sein."

Er ging hinaus.

Der Graf von Spangendorf setzte sich in einen der Lehnstühle und erwartete, in Gedanken versunken, die Audienz bei dem Kirchenfürsten, der das wichtige Amt des Sekretärs der Bittschriften und päpstlichen Breven bekleidete.

Wenige Augenblicke vorher war in das Empfangszimmer des Kardinals ein Herr und eine Dame eingeführt. Der Herr, etwa fünfzig Jahre alt, von kleiner,

magerer Gestalt, mit einem scharfmarkirten Gesicht von etwas gelblicher Farbe, mit kurzem, leicht ergrautem schwarzem Haar, dunklen Augen, mit fein beobachtendem, intelligentem Blick, war der preußische Generalkonsul Spiegelthal, welcher einst als vertrauter Sekretär des Ministerpräsidenten von Manteuffel die intimen Verhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg geführt und den Ministerpräsidenten Friedrich Wilhelm's IV. nach Olmütz, Warschau und Paris begleitet, dann eine Zeitlang als Generalkonsul in Smyrna sich um die Vertretung der preußischen Interessen im Orient und zugleich auch um die Erforschung altklassischer Kunstschätze sehr verdient gemacht, nun aber, seit längerer Zeit allen Geschäften fern, seit zwei Jahren in Neapel seinen Aufenthalt genommen hatte.

Herr Spiegelthal trug einen schwarzen Salonanzug mit dem Kreuz des rothen Adlerordens und einigen fremden Dekorationen.

Seine Tochter, eine junge Dame von siebenzehn Jahren, schlank und zart gebaut, trotz der Weichheit ihrer Züge ihrem Vater ähnlich, trug schwarze Toilette und blickte mit religiöser Ehrfurcht in der Wohnung des fürstlichen Priesters der Kirche um sich.

Das Empfangszimmer war mit vornehmer, reicher Einfachheit ausgestattet. Einige vortreffliche Gemälde,

einige Antiken von besonderem Werth bildeten fast seinen ganzen Schmuck.

Unmittelbar darauf, nachdem Herr Spiegelthal und seine Tochter durch die Thür des Vorzimmers eingetreten waren, erschien der Kardinal Monaco an dem entgegengesetzten Eingang, welcher nach seinem Kabinet führte.

Dieser in dem Vertrauen des Papstes so hoch stehende Kirchenfürst war damals erst dreiundvierzig Jahre alt, nur zwei Jahre älter als der jüngste der Kardinäle, der Prinz Lucian Bonaparte, und nach seiner Erscheinung mußte man ihn für noch jünger halten, als er war. Seine Gestalt war schlank und geschmeidig, sein schmales, regelmäßig geschnittenes Gesicht vereinigte in seinen Zügen die Ruhe und Milde eines Priesters mit der scharfen Intelligenz des vielgewandten Staatsmannes und der hoheitsvollen Zurückhaltung des Fürsten. Seine stets etwas von oben herabblickenden Augen waren fast ganz von den Lidern bedeckt, welche er, wie um den etwas kurzsichtigen Blick zu verschärfen, herabsinken ließ, und nur in Augenblicken, in welchen das Gespräch sein ganzes Interesse erregte, öffneten sich diese dunklen, scharfen und geistdurchleuchteten Augen zu einem durchdringend klaren und freundlichen, aber auch zugleich eben so kalten, ruhigen und überlegenen Blick.

Er trug die einfache, so kleidsame Haustracht der Kardinalpriester, ging mit leichten, fast unhörbaren Schritten dem Generalkonsul und seiner Tochter entgegen, begrüßte dieselben mit einer Neigung des Hauptes und lud sie mit einer Bewegung voll liebenswürdiger Höflichkeit und würdevoller Hoheit zugleich ein, dem Fauteuil gegenüber Platz zu nehmen, in welchem er sich neben dem Tisch niederließ.

„Es freut mich sehr, Sie hier zu sehen, Herr Generalkonsul," sagte er, indem er seine schlanken, weißen und mit großer Sorgfalt gepflegten Hände auf die Seitenlehne seines Sessels stützte. „Sie werden viele Freude an unseren Kunstschätzen haben, und ich habe Ihrem Wunsch gemäß veranlaßt, daß Ihnen Alles ohne Schwierigkeit geöffnet und gezeigt werde."

„Eure Eminenz sind sehr gütig," erwiederte Herr Spiegelthal, „ich habe Ihnen meinen ehrfurchtsvollsten Dank besonders auch im Namen meiner Tochter auszusprechen, welche Rom noch nicht kannte und ganz entzückt ist über all' die Schönheiten, die sich ihr hier erschlossen haben."

Der Kardinal neigte halb mit weltmännischer Artigkeit, halb mit väterlicher Herablassung das Haupt gegen die junge Dame und sagte mit seiner weichen, wohltönenden Stimme:

„Die Kunst ist die ewige Jugend, sie behält selbst im Alter den Frühling des Geistes und des Herzens, aber am frischesten und innigsten werden ihre Schönheiten von der Jugend erfaßt, welche ihr am nächsten verwandt ist. Das Fräulein ist gewiß auch musikalisch," fügte er hinzu, „und wird hier im Vaterlande der Musik manchen Genuß finden."

„Ich bin unendlich glücklich hier, Eminenz," sagte Fräulein Spiegelthal mit einer leichten verlegenen Schüchternheit im Ton der Stimme, „die berühmten Capellani Cantori zu hören, die herrliche Stimme des Dominico Mustapha hat mich mit ihrer wunderbaren Kraft und Reinheit völlig hingerissen. Man muß sich erst," fuhr sie fort, „an diesen Gesang ohne Orgel und Instrumentalbegleitung gewöhnen, die Klangfarbe der Stimme hat fast etwas Unheimliches, und ebenso muß man sich auch in den alten Melodieen von Palestrina und Marcello erst zurechtfinden, um sie zu verstehen und sie zu würdigen. Hat sich aber das Ohr in diese Musik hineingefunden, so öffnet sich uns eine neue, ganz wunderbar geheimnißvolle Welt."

Der Kardinal neigte lächelnd den Kopf und betrachtete einen Augenblick die zierlichen Spitzen seiner schlanken Finger. „Sie sollten doch ein wenig," sagte er, „an die Klangfarbe und an die Eigenthümlichkeit

dieser Musik gewöhnt sein, da Sie ja jetzt in Deutschland ebenfalls einen eifrigen Kultus für dieselbe haben."

„Die Kirchenmusik in Deutschland, Eminenz," erwiederte der Generalkonsul, „hat einen wesentlich anderen Charakter, sie tritt nicht so hervor, nimmt im Gottesdienst eine weit untergeordnetere Stellung ein, und auch die Kompositionen selbst tragen einen wesentlich anderen Charakter."

„Ich meine nicht eigentlich die Kirchenmusik," sagte der Kardinal, „das heißt die Musik, welche in den Kirchen zur Aufführung kommt. Die religiöse, um so zu sagen, ganz besonders katholische Musik kommt bei Ihnen in Deutschland gegenwärtig auf den Theatern zur Erscheinung in den Opern Ihres Komponisten, der sich den Musiker der Zukunft nennt und in Deutschland so viele enthusiastische Bewunderer findet, — ich meine Richard Wagner —"

Der Generalkonsul blickte ein wenig erstaunt auf.

„Richard Wagner?" fragte er, — „Eure Eminenz halten seine Musik für eine religiöse, für eine besonders katholische? Er will ja ganz im Gegentheil das musikalische Drama schaffen, die menschlichen Leidenschaften in dramatisch musikalischer Form zum Ausdruck bringen, er gehört seiner ganzen Persönlichkeit nach der demokratischen Anschauung an, welche von kirch-

licher und besonders von katholischer Auffassung sehr weit entfernt ist."

Der Kardinal schüttelte den Kopf.

„Ich kann über die Persönlichkeit Richard Wagner's nicht urtheilen," sagte er, „und weiß nicht, welches seine Gesinnungen und Anschauungen sind — vielleicht," fügte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „wird er sich selbst darüber nicht vollkommen klar sein — als Musiker und Komponist aber steht er durchaus auf kirchlichem und zwar ganz katholischem Boden. Glauben Sie mir," fuhr er fort, indem seine Augen sich ein wenig öffneten, „Richard Wagner und seine Musik wird wesentlich dazu beitragen, die Macht unserer heiligen Kirche zu stärken und ihr die Gemüther mehr und mehr wieder zurückzuführen. Das geheimnißvolle, mysteriöse Element, das in dieser Musik liegt, welche durch den sinnlichen Eindruck die Gemüther zum Uebersinnlichen führt und durch die unbegrenzte Harmonie, welche die geschlossene Melodie vermeidet, das Bild der unendlichen Ewigkeit den Seelen vorführt, ist eine Darstellung des in dieser Welt unvollendeten Ringens und Strebens — schließt die Befriedigung aus und erweckt Sehnsucht und Hoffnung, — jene Sehnsucht und jene Hoffnung, welche nach Erlösung und Befreiung ringt und welche nur," fügte er mit ernstem, salbungsvollem Ton hinzu, „durch die heilige Kirche gestillt werden kann."

„Eurer Eminenz Auffassung," sagte der Generalkonsul Spiegelthal, „ist mir neu und in besonderem Grade interessant. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich die Wagner'sche Musik für eine Bizarrerie gehalten und nie daran gedacht habe, daß in derselben ein so tief bedeutungsvoller Sinn liegen könne. Ich bewundere übrigens," fuhr er fort, „daß Eure Eminenz die Zeit gefunden haben, sich so eingehend und mit so großem Verständniß mit der modernen Richtung unserer deutschen Musik zu beschäftigen."

„Ich liebe," erwiederte der Kardinal, „wie alle meine Landsleute, die Musik, sie ist mir außerdem ein Gegenstand hoher Aufmerksamkeit, weil sie zu denjenigen sinnlichen Mitteln gehört, durch welche am unmittelbarsten und reinsten übersinnliche Eindrücke der menschlichen Seele zugeführt werden. Uebrigens," sagte er, „finde ich in Dem, was Sie moderne deutsche Musik nennen, nur Altbekanntes. Ich kenne fast alle Opern Richard Wagner's und finde in ihnen nicht nur den Zug ungestillter Sehnsucht wieder, welche das Grundelement unserer alten Kirchenmusik bildet, sondern ich habe auch überall die Motive von Palestrina, Orlando di Lasso und besonders auch von Ludovico Viadana wieder entdeckt, ja sogar noch aus der Zeit der neapolitanischen Schule hat Wagner Vieles benutzt, und aus manchen

Nummern seiner Opern glaubt man die Zöglinge Scarlati's, namentlich Durante und Greco zu hören. Bei uns in Italien werden diese Opern niemals Erfolg haben, bei uns ist das Volk gewöhnt, diese ihm ganz bekannte Musik in den Kirchen zu hören, man wird derselben auf der Bühne niemals Geschmack abgewinnen. In Deutschland aber ist das anders, dort kennt man eine solche musikalische Interpretation der katholischen Religion nicht, die Gemüther fühlen sich neu und wunderbar angeregt, indem sie jene Kompositionen auf der Bühne hören, und sie folgen der durch die Musik angeregten Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen, ohne sich klar darüber Rechenschaft zu geben. Die Wagner'sche Musik ist ein sehr wesentliches und erfolgreiches Mittel, um die Deutschen wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen, und wenn diese Musik in Deutschland herrschend und tonangebend geworden ist, so wird das ganze Volk immer mehr sich von der kalten Abstraktion und der negativen Kritik des Protestantismus entfernen und zu unserer heiligen Kirche zurückkehren, welche allein im Stande ist, die irdischen Disharmonieen zu lösen und die unbefriedigt hinströmende Sehnsucht der Seele zu stillen."

„Eure Eminenz," erwiederte der Generalkonsul, „haben soeben den Protestantismus als den wesentlichen

Gegensatz der katholischen Kirche in Deutschland bezeichnet — ich möchte nicht ganz der Ansicht sein, daß dieß heute noch zutreffend ist. Es hat sich, wie mir scheint, in der heutigen Welt ein anderer Gegensatz gegen die Kirche und besonders gegen die Herrschaft der Verhältnisse der Welt ausgebildet — dieser Gegensatz liegt in der so tief materiellen Richtung der Zeit; die materiellen Verhältnisse, der Besitz, der Lebensgenuß, das Alles hat eine weit höhere Bedeutung in unsern Tagen gewonnen als früher, und ist zugleich der Arbeit und Thätigkeit eines jeden Einzelnen leichter zugänglich und erreichbarer geworden, und darin liegt nach meiner Ansicht wesentlich der Grund für die geringere Macht, welche die kirchliche Autorität in unserer Zeit ausübt. Dazu kommt das sich immer mehr entwickelnde und ausbildende Prinzip des Rechtsstaats, welcher dahin strebt, seine Sphäre vollständig von derjenigen der kirchlichen Autorität zu trennen. Auch das Nationalitätsprinzip wirkt mit, um die Autorität der römischen Kirche zu schwächen, und ich glaube kaum, daß, wenn es auch in einzelnen Gegenden zeitweise den Anschein dazu haben könnte, die katholische Kirche in Deutschland wieder Fortschritte machen wird —“

Der Kardinal schlug einen Augenblick seine Augen-

lider wieder auf und sah den Generalkonsul mit einem Blick voll stolzer, zuversichtlicher Sicherheit an.

„Ich bin vom Gegentheil überzeugt," sagte er dann, „und es wird vielleicht nicht lange mehr dauern, so wird die katholische Kirche neu und siegreich auf den Gebieten wieder vordringen, die sie einst verloren hat. Sie sprechen vom materialistischen Zug der Welt — ich kenne ihn, ich weiß sehr wohl, daß die Arbeit um Besitz und Genuß heute die menschliche Gesellschaft bewegt, aber gerade je mehr dieß der Fall ist, um so mehr wird die große Masse der Menschen abgeneigt sein, sich ihren Weg zum Himmel durch jene kritische und forschende Geistesarbeit des Protestantismus selbst zu suchen, um so mehr wird sie den Wunsch und die Sehnsucht empfinden, sich zum ewigen Heil an der mütterlichen Hand der heiligen Kirche führen zu lassen, — und die Staatsautorität?" fügte er achselzuckend hinzu, „nun, je schärfer sie ihre Zügel anzieht, je härter und energischer sie den Einzelnen der unerbittlichen und strengen Herrschaft der Gesetze unterwirft, um so mehr wird in den Herzen die Sehnsucht nach der Kirche erwachen, welche von jeher Schutz und Trost gewährte gegenüber dem Despotismus, möge derselbe ausgeübt werden von den Tyrannen der früheren Tage oder von den parlamentarischen Majoritäten unserer Zeiten, welche

noch rücksichtsloser, noch unerbittlicher sind als jene Tyrannen. Je mehr," fuhr er mit immer überzeugungsvollerem Ton fort, „in dem heutigen Staatsleben die Menschen zu völlig gleichen Rechtsobjekten gemacht werden, um so mehr werden sie die Sehnsucht empfinden nach der Kirche, die sie ihrer individuellen Eigenthümlichkeit gemäß behandelt und die ihnen da, wo sie auf dem Gebiet des Staats nur die Strenge des rücksichtslosen, gleichmäßigen Gesetzes finden, milde, verzeihende Versöhnung entgegenträgt."

Der Generalkonsul schüttelte leicht den Kopf, als könne er die so zuversichtlich ausgesprochene Ansicht des Kardinals nicht theilen.

„Ich fürchte," sagte er, „Eure Eminenz vergessen, daß ein großer Theil der arbeitenden Gesellschaft die Befreiung von den einengenden Schranken der immer tiefer in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Gesetzesherrschaft bereits in sehr klarem Bewußtsein und in sehr fester Organisation auf einem ganz andern Wege sucht. Die sozialen Bestrebungen treten hier in Italien, wo die rein politischen Fragen in diesem Augenblick noch so sehr im Vordergrund stehen, weniger hervor, in Deutschland haben sie aber bereits eine große Bedeutung, und diese Bestrebungen stellen den gesammten Arbeiterstand immer mehr in Gegensatz nicht nur zur staatlichen,

sondern auch zur kirchlichen Autorität — nach Allem, was ich darüber höre, und was ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, treiben diese Bestrebungen einer Katastrophe zu, welche, wenn nicht schleunig mit geschickter und kräftiger Hand entgegengearbeitet wird, die ganze bestehende Gesellschaft in einen unberechenbaren Abgrund stürzen muß."

Abermals sah der Kardinal den Generalkonsul mit seinem Blick voll ruhiger, überlegener Zuversicht an.

„Ich kenne," sagte er, „die sozialen Bestrebungen und die Organisation der Internationalen, wie ja nichts, was die menschliche Gesellschaft bewegt, der Aufmerksamkeit der Kirche entgehen darf, — eine Gefahr aus diesen Bestrebungen für die Gesellschaftsordnung kann meiner Ueberzeugung nach nur dann entstehen, wenn die Regierungen fortfahren, dieselben zu ignoriren oder mit falschen Maßregeln zu behandeln. Diese Gefahr aber," fuhr er fort, „selbst wenn sie eintreten sollte, bedroht weit mehr die staatlichen Autoritäten als die Kirche. Die Grundsätze des Sozialismus stehen in weit größerem Gegensatz zu den Gesetzen des modernen Staats, als zu den Lehren des Evangeliums, und es würde vielleicht nicht so sehr schwer sein, den Sozialismus auf kirchlichen Boden zurückzuführen. Wenn aber auch wirklich jene Katastrophe eintreten sollte, welche Sie eben an=

deuteten — eine Katastrophe, welche ich gewiß tief beklagen würde, so würde dieselbe die Existenz der unzerstörbaren Kirche, welche auf dem ewigen Felsen Petri ruht, nicht erschüttern. Blicken Sie in die Geschichte; — wenn die Fluten gewaltiger Umwälzungen über die Völker dahingerauscht sind, wenn sie Throne, Verfassungen, Gesetze und selbst die Altäre hinweggeschwemmt haben — das Erste, was nach allen mächtigen Erschütterungen sich wieder erhoben hat, ist stets die Kirche gewesen. Die zertrümmerten Throne, die zerstörten Gesetzesordnungen sind in die Vergangenheit und Vergessenheit versunken, aber die Kirche ist unversehrt in neuer Macht und in neuem Glanz nach dem Ablauf der Fluten wieder erstanden. So sehr daher die Kirche solche Katastrophen beklagen und verdammen muß, so hat sie dieselben dennoch nicht zu fürchten. In diesem Augenblick ist es ihre höchste und gerade im Hinblick auf die Möglichkeit revolutionärer Katastrophen doppelt wichtige Aufgabe, ihre einheitliche und scharf konzentrirte Macht zu befestigen und namentlich den in den einzelnen Ländern auftauchenden Nationalitätsideen gegenüber die unbedingte, für alle Gläubigen maßgebende Autorität des heiligen Stuhls in absoluter und zweifelloser Reinheit wieder herzustellen, damit, was auch immer geschehen möge, alle Gläubigen stets die eine Fahne des Heils deutlich

erblicken können, unter welcher sie sich sammeln und zu gemeinsamem Kampf vereinigen können. Dazu," fügte er hinzu, „wird ja das ökumenische Konzil, das sich nach dem Willen des heiligen Vaters in kurzer Zeit hier versammeln soll, die Mittel bieten."

Der Generalkonsul Spiegelthal sah den Kardinal ernst und mit bedenklich sorgenvollem Ausdruck an. Er schien einen Augenblick zu zögern, dann sprach er:

„Ich möchte mir erlauben, an Eure Eminenz eine Frage zu richten, die vielleicht vermessen erscheinen könnte; — da Eure Eminenz mir jedoch die Ehre erzeigt haben, mit mir über die Verhältnisse der Kirche zu sprechen und auch des ökumenischen Konzils zu erwähnen, so darf ich vielleicht einen Gegenstand berühren, welcher gegenwärtig vielfach der öffentlichen Erörterung unterliegt. Man sagt, daß die Absicht bestehe, auf dem Konzil die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zum Dogma erheben zu lassen, und viele Katholiken selbst sind von tiefer Besorgniß erfüllt, daß ein solcher Schritt sehr bedenkliche Konsequenzen haben könnte. Ich habe bisher kaum glauben können, daß wirklich Derartiges beabsichtigt werde —"

„— Und warum?" fragte der Kardinal Monaco, indem er den Generalkonsul erstaunt, mit fast strengem Ausdruck ansah.

„Ich habe vorhin schon," erwiederte Herr Spiegelthal, „Eurer Eminenz die Bemerkung mir zu machen erlaubt, daß dem Einfluß der katholischen Kirche wesentlich die Eifersucht des Rechtsstaats auf seine Autorität gegenüber steht. Die Proklamirung der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters als Dogma der Kirche würde naturgemäß diese jetzt stillschweigend beobachtende Eifersucht auf das Aeußerste steigern und zu ernsten und scharfen Maßregeln der Abwehr reizen. Dadurch müssen Konflikte entstehen, welche dem Einfluß und der Stellung der Kirche nur im hohen Grade gefährlich werden können."

„Ich kenne diese Ansicht," sprach der Kardinal, „sie ist mir schon mehrfach ausgesprochen worden, doch muß ich aufrichtig sagen — ich verstehe sie nicht. Sie sind katholisch, und Ihre Tochter hier," sagte er mit freundlichem Lächeln, das Haupt gegen die junge Dame neigend, „wird es eben so gut wissen, wie Sie, daß niemals ein rechtgläubiger Katholik an der Unfehlbarkeit des Papstes in allen Glaubenssachen gezweifelt hat."

„Ganz recht, Eminenz," erwiederte der Generalkonsul, „aber es ist auch niemals diese Frage erörtert und dadurch der Zweifel herausgefordert worden, der Zweifel, der ja doch auf den früheren Konzilien bestanden hat, die wenigstens ihre eigene Autorität als die

oberste in der katholischen Christenheit anerkannt wissen wollten."

„Diese Auffassung der Konzilien ist von den Päpsten nicht anerkannt worden," erwiederte der Kardinal. „Sie haben die Jurisdiktion der katholischen Kirche stets unbestritten ausgeübt, und," fügte er mit einem scharfen, forschenden Blick hinzu, „jeder mögliche Zweifel müßte ja schwinden, wenn das ökumenische Konzil nunmehr selbst die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zur Glaubensnorm erhebt."

„Eure Eminenz haben soeben bemerkt, daß die unfehlbare oberste Jurisdiktion von dem Papst unbestritten ausgeübt worden sei; — wenn dieß der Fall ist, warum soll dann eine Frage von Neuem zur Erörterung und Beschlußfassung gestellt werden, welche gegenwärtig stillschweigend gelöst ist und welche durch die feierliche und öffentliche Diskussion, durch die Aufstellung eines neuen dogmatischen Glaubenssatzes allen Gegnern der kirchlichen Autorität neue Gelegenheit zum Widerstand und neue Waffen geben kann?"

„Ich begreife das immer nicht," sagte der Kardinal, indem er seinen Blick unter den herabsinkenden Augenlidern verhüllte, „man hat ja doch in jeder Institution eine oberste Instanz, von welcher es keine Appellation mehr gibt und welche darum das Wesen der Unfehlbar=

keit besitzt. Ist denn nicht der oberste Gerichtshof Ihres Landes unfehlbar, faktisch unfehlbar, da er, ohne eine weitere Instanz zuzulassen, endgültig über Eigenthums- und Besitzrechte entscheidet? Geben Ihre Geschworenen, so sehr sie doch irrende Menschen sind, nicht ein unfehlbares Verdikt ab, welches über Leben und Tod der Menschen entscheidet? Ist der Oberkirchenrath in Berlin nicht unfehlbar für die Häretiker, und ist Ihr König nicht der oberste und unfehlbare Richter in seiner Armee? Warum sollte man sich denn so sehr sträuben, den heiligen Vater für unfehlbar gelten zu lassen, der ja doch unzweifelhaft die oberste Instanz in der katholischen Kirche ist, und von welchem es keine Appellation mehr gibt!"

„Ich glaube nicht," erwiederte der Generalkonsul, „daß gegen diese *faktische* Unfehlbarkeit des Papstes als des obersten Leiters und Verwalters der Kirche irgend Jemand etwas einwenden würde, wie auch bis jetzt nichts dagegen eingewendet worden ist. Etwas Anderes scheint es mir aber, Eminenz, wenn diese faktische Unanfechtbarkeit der päpstlichen Entscheidung zum Dogma erhoben wird, und wenn dieselbe," fügte er mit Betonung hinzu, „von den kirchlichen Verwaltungs- und Disziplinsachen auch auf die Glaubenssätze ausgedehnt wird, welche von den Konzilien festgestellt sind und nach

der bisherigen Auffassung auch nur von diesen modifizirt oder geändert werden konnten.“

„Gerade hierin,“ rief der Kardinal lebhaft, „liegt aber die Bedeutung, die hohe und segensreiche Bedeutung des Unfehlbarkeitsdogmas. Es ist das Bestreben der weltlichen Mächte, sich die geistliche Autorität zu unterwerfen, dem gegenüber muß die Kirche ihre einheitlich konzentrirte Macht in höchster Schärfe entwickeln und ausüben. Will der Staat durch seine Gewalt über die materiellen Verhältnisse herrschen, so müssen wir um so fester an unserer Autorität über die Gewissen halten. Wir müssen die ganze katholische Welt von Neuem mit dem Bewußtsein durchdringen, daß die heilige Kirche eine Eine und untheilbare ist, und daß das Wort des obersten Hirten unbedingt maßgebend ist für Jeden, der Anspruch macht, durch ihre Hand zum ewigen Heil geführt zu werden.“

„Eure Eminenz haben,“ sagte der Generalkonsul, „in diesen letzten Bemerkungen, welche Sie zu machen die Güte hatten, die ganze Frage, welche den Gegenstand unserer Unterhaltung bildet, sehr scharf als eine Machtfrage charakterisirt, und gerade hierin beruhen meine Bedenken. Die Macht der staatlichen Autorität und die Macht der öffentlichen Meinung sind beide sehr groß, — sie werden täglich größer; — ob die Macht

der Kirche im Stande sein wird, beide zu besiegen, scheint mir fraglich. Und wenn man in einem Kampf nicht des Sieges gewiß ist, so möchte es vielleicht besser und vorsichtiger sein, denselben nicht zu unternehmen oder ihn doch zu verschieben.“

„Wir können des Sieges vollkommen gewiß sein,“ erwiederte der Kardinal, den Kopf stolz aufrichtend, — „um so gewisser,“ fuhr er fort, „als die staatliche Gewalt, wenn sie um dieser Frage willen den Streit mit der Kirche aufnehmen sollte — wofür ich so recht keinen Grund zu erkennen vermag — mit jedem Schlage, den sie gegen uns führt, auch zugleich die festeste und sicherste Stütze ihrer eigenen Autorität zertrümmern muß. Doch,“ fuhr er in einem Tone fort, welcher anzudeuten schien, daß er das Gespräch nicht weiter fortzusetzen Neigung habe, „auch diese Frage wird ja auf dem Konzil zur Erörterung kommen, und ich glaube, daß jeder Zweifel — in der katholischen Christenheit mindestens — durch einen rechtmäßig zu Stande gekommenen Konzilsbeschluß wird beseitigt werden müssen. — Sie denken nach Deutschland zurückzukehren?“ fragte er abbrechend.

„Noch nicht,“ erwiederte der Generalkonsul, „ich habe meinen Wohnsitz in Neapel, und wenn mich auch geschäftliche Beziehungen früher oder später nach Deutsch-

land zurückrufen werden, so habe ich doch den großen Wunsch, wenn es irgend möglich ist, meinen dauernden Aufenthalt hier in Ihrem schönen Italien zu nehmen."

„Ich hoffe, daß dieser Wunsch erfüllt werden wird," sagte der Kardinal verbindlich, „und daß wir dadurch das Vergnügen haben, Sie öfter hier in Rom zu sehen. Ich werde stets erfreut sein, Ihnen nützlich sein zu können und mich mit Ihnen zu unterhalten."

Er stand auf, indem er mit feinster Höflichkeit und zugleich mit bestimmtester Entschiedenheit die Audienz beendete.

Als der Generalkonsul Spiegelthal und seine Tochter das Zimmer verlassen hatten, trat der Geistliche, welcher vorher den Zuavenoffizier empfangen hatte, ein und meldete:

„Der Graf Spangendorf, welchen Eure Eminenz zu sprechen gewünscht hatten, befindet sich im Vorzimmer."

„Lassen Sie ihn einen Augenblick hier eintreten, ich werde ihn selbst in mein Kabinet rufen," erwiederte der Kardinal.

Er kehrte in sein neben dem Empfangszimmer gelegenes Arbeitskabinet zurück, welches wie die andern Räume mit edler und reicher Einfachheit ausgestattet und mit noch selteneren Bildern und antiken Bronzen

dekorirt war, — setzte sich in einen großen Lehnstuhl von Ebenholz mit Gold inkrustirt vor den breiten, neben dem hellen Fenster stehenden Schreibtisch, über welchem eine Anzahl Fächer, mit den aus Elfenbein gebildeten Buchstaben des Alphabets gezeichnet, sich befanden. — Der Kardinal zog aus dem Fach, über welchem man den Buchstaben S sah, ein kleines Aktenfascikel und begann dasselbe mit großer Aufmerksamkeit zu durchlesen, — nachdem er die Blätter alle bis auf das letzte umgewandt, schob er das kleine Heft wieder an seinen Platz zurück und ging mit leisen, elastischen Schritten nach der Thür hin. Er öffnete dieselbe und rief mit einer sanften, väterlich wohlwollenden Stimme den Namen des Grafen Spangendorf.

Der junge Mann, welcher in Betrachtung eines antiken Marmorkopfes versunken, wendete sich bei diesem Ruf rasch um, verneigte sich tief und trat in ehrfurchtsvoller Haltung in das Kabinet des Kardinals.

Der Kardinal setzte sich neben den großen Tisch, auf welchen ein Lakai einen vierarmigen silbernen Leuchter mit brennenden Wachskerzen stellte; — er winkte dem Offizier, sich ihm gegenüber zu setzen und sah dann den jungen Mann einige Sekunden lang forschend aus seinen halb verhüllten Augen an.

Das Resultat seiner Beobachtung schien ihn zu

befriedigen, ein feines, wohlgefälliges Lächeln erschien auf seinen Lippen und mit derselben sanften und väterlich wohlwollenden Stimme wie vorhin sprach er:

„Es freut mich ungemein, Sie kennen zu lernen, mein lieber Graf; in dieser Zeit, in welcher leider so viel Abfall zu beklagen ist, thut es doppelt wohl, zu sehen, wie eine so große Anzahl junger Männer sich dem heiligen, aber auch mühe- und gefahrvollen Dienst der Vertheidigung der Kirche widmen und ihre Familien und ihr Vaterland verlassen, um sich vor dem bedrohten Stuhle Petri zu versammeln. — Von Ihnen, Herr Graf,“ fuhr er mit verbindlicher Neigung des Kopfes fort, — „ist mir ganz besonders viel Gutes mitgetheilt worden, und ich wünschte Sie deßhalb persönlich kennen zu lernen, um Sie zu bitten, sich, — wenn Sie jemals einen Wunsch haben, — oder wenn Sie hier in dem Ihnen fremden Rom sich einsam fühlen, — vertrauensvoll an mich zu wenden. Es ist ja unsere Pflicht, — so weit wir das können, den Kämpfern für die Kirche Heimat und Familie zu ersetzen.“

Der junge Offizier erröthete vor Freude über die so liebenswürdigen Worte des vielvermögenden Kirchenfürsten.

„Eure Eminenz sind zu gütig,“ sagte er mit ehrfurchtsvoller Verneigung, — „daß Sie Ihren Blick mit

so besonderem Wohlwollen auf meine geringe Person gerichtet haben, — ich habe dem mächtigen Gefühl meines Herzens gehorcht, als ich hieherkam, um mein Leben der Vertheidigung des heiligen Stuhles zu widmen, — ich kann dafür, — was auch viele Andere gleich mir gethan, keine besondere Anerkennung in Anspruch nehmen; ich wüßte kaum, durch welche Bitte ich die Güte Eurer Eminenz in Anspruch nehmen sollte, — meine Wünsche —" fügte er mit einem halbunterdrückten Seufzer hinzu.

Er stockte einen Augenblick.

Der Kardinal erhob leicht seine schlanke, weiße Hand und ließ die großen Brillanten seines Ringes in dem zitternden Kerzenlicht flimmern, das immer mehr in dem hohen Gemach über das durch die Fenster hereinfallende, verblassende Abendroth zu herrschen begann.

„Alle Wünsche," fiel er ein, ohne den Blick von den funkelnden Fassetten seines Ringes zu erheben, — „alle Wünsche, die ein so ritterliches und ergebenes Herz wie das Ihrige hegen kann, — alle Wünsche," wiederholte er mit Betonung, — „hat die Kirche Macht zu erfüllen, — die Kirche, vor welcher das Hohe in den Staub sinkt und welche das Niedrige erhöhen kann."

Er sah einen Augenblick aus seinen schnell aufge-

schlagenen Augen scharf zu dem jungen Mann hinüber, der wie erschrocken zusammenzuckte und dann den Blick zu Boden senkte.

„Wenn also jemals," fuhr der Kardinal im Tone ruhiger Höflichkeit fort, „die Erfüllung irgend eines Wunsches Ihnen besonders am Herzen liegen sollte, — so wissen Sie, wo Sie stets ein offenes Ohr und eine zur kräftigsten Unterstützung bereite Hand finden."

Graf Spangendorf verneigte sich mit einer gewissen Befangenheit, — er schien über die Bedeutung der Worte des Kardinals nachzusinnen.

„Sie haben," fuhr dieser fort, „das besondere Glück, einer Provinz anzugehören, in welcher die Hingebung für die Religion und die Anhänglichkeit an die heilige Kirche allgemein verbreitet ist, und in welcher der Protestantismus niemals Wurzel geschlagen hat."

„Meine Heimat, das Rheinland," erwiederte der junge Offizier wie erleichtert durch die Wendung, welche das Gespräch genommen, „hat ja zum größten Theil lange, lange Zeit unter der geistlichen Herrschaft gestanden und sich dabei ausnehmend wohl befunden, — es ist natürlich, daß dort der ketzerische Zweifel weniger als anderswo Eingang gefunden hat."

Der Kardinal ließ abermals das Feuer der Brillanten seines Ringes im Kerzenlicht spielen.

„Jene Zeiten sind vorbei," sagte er seufzend, — „heute will man ja der Kirche und ihren Fürsten keine weltliche Macht und Herrschaft mehr lassen, und sogar des heiligen Vaters Erbtheil wird von rebellischer Verblendung bedroht, — freilich dort in Deutschland," fuhr er fort, — „mag es vielleicht nach dem Willen Gottes geschehen sein, daß die Bischöfe ihre weltliche Fürstenmacht verloren, denn oft wurden sie in weltliche Händel hineingezogen, welche sie ihre geistlichen Hirtenpflichten vergessen ließen, ja oft geschah es sogar, daß ihre Stellung als Kurfürsten und Fürsten des Reiches stolze Gedanken der Unabhängigkeit dem römischen Stuhl gegenüber in ihnen auftauchen ließen, welche der einigen Macht der Kirche gefährlich werden mußten, — und ihre Unterthanen vergassen über dem unmittelbaren souveränen Landesherrn den obersten Hirten und Herrn der Kirche, — was dann den weltlichen Mächten erwünschte und eifrig benutzte Gelegenheit gab, Uneinigkeit unter die geistlichen Gewalten zu bringen."

Der Graf von Spangendorf verneigte sich mit einer gewissen Verlegenheit. Er sah den Kardinal etwas verwundert an, als begriffe er nicht, warum dieser so hocherleuchtete Fürst der Kirche seine Ansichten über so ernste und wichtige Dinge ihm, dem unbedeutenden jungen Offizier, auszusprechen veranlaßt würde.

„Es ist heute,“ fuhr der Kardinal fort, „die Aufgabe und heilige Pflicht eines jeden Katholiken, seine ganze Kraft in dem Kampf einzusetzen, welchen die Kirche immer ernster und nachdrücklicher gegen die weltliche Macht zu führen gezwungen wird, — und nicht nur die Kraft des Armes, welche Sie, Herr Graf, wie so viele andere junge Leute, dem heiligen Vater geweiht haben, sondern vor Allem auf die Kraft des Geistes, denn der wesentlichste und entscheidendste Kampf in dieser so hochwichtigen Epoche wird auf dem geistigen Gebiet und mit geistigen Waffen ausgefochten werden müssen.“

„Jeder muß diejenige Kraft dem Dienst der Kirche widmen,“ erwiederte der Graf Spangendorf, „welche er vorzugsweise besitzt. Ich, Eminenz, mache keinen Anspruch, einen hervorragenden Platz zu behaupten im Kampf der Geister, während ich mir wohl zutraue, den Degen geschickt und nachdrücklich für die Rechte des heiligen Vaters zu führen.“

„Nicht der Einzelne vermag zu beurtheilen, wo sein Platz ist,“ sagte der Kardinal ruhig, „und selbst die Bescheidenheit ist ein Fehler, wenn auch nicht für Denjenigen, der sie im Herzen trägt, so doch für die Sache, der sie bisweilen die volle Entfaltung reicher Kräfte entziehen kann. Es kommt jetzt vor allen Dingen darauf an, den gegen die Kirche sich erhebenden welt-

lichen Mächten gegenüber die innere geistige Einigkeit der Kirche und ihres Regiments vollkommen wieder herzustellen und scharf zu konzentriren, und die Unfehlbarkeit des obersten Priesters, des einzigen und wahren Statthalters Christi auf Erden, über jeden Zweifel zu erheben, denn nur so, wenn die Kirche, in Haupt und Gliedern in untheilbarer Einigkeit verbunden, einem einzigen Willen gehorcht, kann sie den Sieg über die weltlichen Mächte erringen, welche immer heftiger und immer rücksichtsloser gegen sie anstürmen."

Der Graf Spangendorf neigte abermals zustimmend den Kopf, und abermals erschien auf seinem Gesicht jener Ausdruck der Verwunderung über diese so eingehende Ausführung des Kardinals.

„Leider," fuhr dieser fort, „sind selbst, wie mehrfach zu meiner Kenntniß gekommen, unter den sonst gläubigen und ergebenen Katholiken Zweifel in dieser Beziehung verbreitet. Es erheben sich Stimmen, welche, bevor noch das Konzil zusammengetreten ist, das, wie Sie wissen, in Kurzem sich hier vereinigen wird, die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit bekämpfen, und gerade in Ihrem, der Kirche sonst so ergebenen Vaterlande werden solche Stimmen laut. Ja," fuhr er fort, indem er sich leicht zu dem jungen Mann hinüberneigte und den Ton etwas dämpfte, „ich habe

sogar erfahren, daß der Einfluß solcher Stimmen versuchte, sich an den deutschen Bischofssitzen geltend zu machen, anknüpfend an die Neigung zur Unabhängigkeit, welche an den geistlichen Höfen Deutschlands während des Mittelalters so oft bemerkbar wurde."

Jetzt blickte der Graf fast erschrocken auf den Prälaten hin.

„Eminenz," sagte er mit unsicherer Stimme, „ich habe diese Verhältnisse bis jetzt nicht zu beobachten Gelegenheit gehabt und muß auch aufrichtig gestehen, daß ich über dieselben nicht nachgedacht habe. Was mich betrifft, so habe ich an der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters nicht gezweifelt, ebensowenig als an der Unantastbarkeit seiner heiligen Rechte, welche mit Blut und Leben zu vertheidigen ich hiehergekommen bin."

„Sie haben diese Verhältnisse nicht beobachtet, mein junger Freund," sagte der Kardinal, „weil Sie in kindlich frommem und ergebungsvollem Glauben lebten; um aber der Kirche zu dienen, darf man es sich an der eigenen Glaubensruhe- und Sicherheit nicht genügen lassen, man muß auch den scharfen Blick auf die Werke der Feinde des Glaubens richten und die Gefahren zu erkennen suchen, welche der heiligen Religion drohen, und welche eben nur dann überwunden werden können, wenn sie genau und scharf übersehen werden. Sie haben jene

Verhältnisse nicht beobachtet," fuhr er fort, — „und dennoch sind Sie gerade besonders geeignet, dieselben zu beobachten."

„Ich, Eminenz? Mein Gott," rief der junge Mann, „wie sollte ich dazu geeignet sein, der ich kaum das Leben kennen gelernt!"

„Gerade deßhalb," erwiederte der Kardinal; „Sie werden um so klarer und vorurtheilsloser beurtheilen, weil Ihr Blick noch rein und frei ist, weil Ihr Verstand noch dem kindlichen und unverfälschten Glauben Ihres Herzens gehorcht, weil auf Sie die Kritik, die falsche Philosophie, der rebellische Stolz des Selbstdenkens und Selbstwollens noch keinen Einfluß hat."

Er hatte das Haupt hoch und stolz emporgerichtet, seine Augen öffneten sich weit und groß, der Ausdruck weltmännischer Höflichkeit war vollständig von seinem Gesicht verschwunden, mit der Würde und Ueberlegenheit des Fürsten und des Priesters blickte er zu dem verwirrten jungen Mann hinüber.

„Ich," fuhr er fort, „ein Kardinalpriester der heiligen Kirche, dessen Aufgabe und Beruf es ist, die Menschen zu durchschauen und die Tiefen ihrer Herzen zu erkennen, — ich sage Ihnen, mein junger Freund, daß Sie berufen sind, der Kirche andere Dienste zu leisten, als mit dem Schwert für ihr Recht zu kämpfen.

Sie sind berufen, in dem schwereren Kampf auf dem Gebiet der Geister Ihren Platz einzunehmen, und ich frage Sie, ob Sie bereit sind, diesen Beruf zu erfüllen?"

„Mein Leben und alle meine Kräfte gehören dem Dienst der heiligen Kirche," erwiederte Graf Spangendorf, indem flammende Begeisterung sein Gesicht erleuchtete, „und wenn Eure Eminenz," fuhr er, die Hand auf die Brust legend, fort, „mich für würdig und fähig halten, in dem geistigen Streit der Kirche mitzuwirken und ihr zum Siege zu verhelfen, so bitte ich um Ihre Befehle, und Gott wird mich erleuchten und stärken, — sein Geist wird in mir, dem schwachen Werkzeuge, mächtig sein."

Wohlgefällig lächelnd neigte der Kardinal den Kopf, indem er mit einer leichten und anmuthigen Bewegung seiner Hand das Zeichen des Kreuzes gegen den jungen Mann machte.

„Sie sind ohne Falsch wie die Tauben," sagte er mit weicher Stimme, „nehmen Sie Ihre Kraft zusammen, um klug zu werden wie die Schlangen, denn so sollen nach dem Wort der Schrift Diejenigen sein, welche an der Wiederherstellung des Reiches Gottes auf Erden arbeiten."

Er schwieg einen Augenblick, während Graf Spangendorf demüthig den Kopf auf die Brust neigte.

„Es ist für uns," sprach der Kardinal weiter, indem

seine Stimme den Ton und den Ausdruck eines Staatsmannes annahm, der einem Diplomaten seine Instruktionen ertheilt, „es ist für uns von hoher Wichtigkeit, ganz genau und aus völlig reiner, vorurtheilsloser und objektiver Quelle zu erfahren, welche Anschauungen unter dem großen Adel und unter der Bevölkerung der Rheinprovinz über die Verkündigung des Dogmas der Unfehlbarkeit herrschen und welche Stellung diese Kreise einnehmen würden, wenn der Weg, den wir zum Heil der Kirche einzuschlagen entschlossen sind, zu ernsten und lange andauernden Konflikten mit der staatlichen Autorität führen sollte.“

„Darüber, Eminenz,“ erwiederte Graf Spangendorf, „würde ich in der Lage sein, mich genau unterrichten zu können, wenn ich eine Zeitlang in meiner Heimat mich aufhalten dürfte, wo mir der Zutritt zu allen Kreisen so leicht sich öffnet.“

„Sie werden,“ sagte der Kardinal, „nur einen Urlaub nachzusuchen haben, um Ihre Familie zu besuchen, und derselbe wird Ihnen sogleich ertheilt werden, und zwar auf unbestimmte Zeit, denn Sie werden selbst am besten ermessen können, wie lange Sie bedürfen, um sich vollständig zu informiren. Eine baldige Mittheilung ist uns wünschenswerth, noch wünschenswerther aber eine genaue, ausführliche und richtige. Deßhalb sollen

Ihnen in der Zeitdauer Ihrer Mission keine Beschränkungen auferlegt werden. Außerdem aber," fuhr er in leiserem und tiefernstem Ton fort, „ist es in besonderem Grade erwünscht, genau zu wissen, und zwar aus ganz unparteiischem Munde zu wissen, ob jene Ideen nationaler kirchlicher Unabhängigkeit, welche auch in Deutschland sich zu regen beginnen, an den bischöflichen Sitzen, namentlich in Köln, Trier und Mainz, irgend welchen Boden gefunden haben. Sie werden Gelegenheit finden, bei Ihrer Anwesenheit in Deutschland auch dorthin zu gehen und auch in dieser Beziehung sich ein Urtheil zu bilden."

„Wäre es möglich, wäre es denkbar," rief der Graf Spangendorf erregt, „daß die hochwürdigen Bischöfe der Kirche —"

Der Kardinal erhob, ihn unterbrechend, die Hand.

„Ich habe," sagte er, „kein Urtheil, keine Meinung, keinen Verdacht ausgesprochen, ich wünsche, unterrichtet zu werden, und zwar unterrichtet durch Jemand, der allen Parteiungen und allen vorgefaßten Meinungen fernsteht. Auch von Ihnen erwarte ich kein Urtheil, keine persönliche Ansicht, sondern Berichte über Thatsachen und Aeußerungen, die Sie hören werden, über Gespräche, die man mit Ihnen führen möchte. An Ihrem Eifer und Ihrer Einsicht zweifle ich nicht. Ihre tiefe

Verschwiegenheit ist Ihre Pflicht gegen die Kirche und ich bin gewiß, daß Sie diese Pflicht erfüllen werden. Ich werde Ihnen keine Empfehlungen, keine Einführungen mitgeben, Sie müssen Ihren Weg allein gehen, und wenn ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe, so werden Sie diesen Weg zu finden wissen. Sie bedürfen keiner Instruktionen, ich bin gewiß, daß Sie mich verstanden haben. Kommen Sie um Ihren Urlaub ein, in acht Tagen können Sie auf dem Wege nach Deutschland sein. Vergessen Sie nicht," fuhr er fort, „daß, wenn Sie die Dienste leisten, die von Ihnen zu fordern ich mich berechtigt halte, die Kirche die Macht hat, Ihnen Alles zu gewähren, was ein junges, aufstrebendes und warmes Herz vom Leben erwarten kann, Ehre, Einfluß — und Glück!"

Die Augen des jungen Mannes leuchteten hoch auf, eine dunkle Röthe flammte über sein Gesicht.

„Diese Worte, Eminenz," sagte er aufstehend, „eröffnen mir einen großen, herrlichen Blick in die Zukunft. Voll Stolz und Muth gehe ich an die Aufgabe, die Sie mir gestellt, und ich werde Alles daran setzen, sie zu erfüllen."

Der Kardinal hatte sich erhoben und machte segnend das Zeichen des Kreuzes. Der Graf zog sich dann, noch einmal an der Thür sich ehrfurchtsvoll verneigend, zurück.

Viertes Kapitel.

Die ganze wiener Finanzwelt war in großer Aufregung. Die von dem Könige von Hannover gegründete Wiener Bank war in kurzer Zeit zu einer enormen Bedeutung und einem alle anderen Institute überragenden Einfluß emporgestiegen. Die Aktien der Bank, welche mit Achtzig ausgegeben waren, standen auf der Höhe von Zweihundertfünfundsiebenzig, der Besitz der Aktionäre und insbesondere des Hauptaktionärs, des Königs von Hannover, war also ungefähr um das Dreifache vermehrt, und die ausgedehnten und glänzenden Geschäfte, welche die Bank theils schon gemacht hatte, theils abzuschließen im Begriff stand, ließen ein immer höheres Steigen ihrer Papiere voraussetzen, wobei man einen ungünstigen Umschlag um so weniger erwarten konnte, als die Bank wirklich reell begründet war und sich nur auf Unternehmungen mit realen Werthen einließ.

Die Nachfrage nach den Aktien der Bank war ungeheuer, dennoch aber waren dieselben fast nicht zu beschaffen, da sie sämmtlich in festen Händen lagen, und diese Nachfrage steigerte noch von Tag zu Tage den schon so hoch hinaufgestiegenen Kurs der Bankpapiere immer mehr. Alle übrigen Kredit-Institute in Wien und die Bankhäuser sahen mit Mißgunst und Besorgniß dieses so schnelle und unwiderstehliche Emporsteigen der neuen Finanzmacht, und es bildete sich eine Kontremine, welche mit allen Mitteln dahin strebte, die Unternehmungen der Wiener Bank zu durchkreuzen und namentlich die Stellung ihrer Aktien an der Börse zu untergraben.

Einzelne Mitglieder und Theilhaber an der Wiener Bank hatten sehr bedeutende Lieferungsgeschäfte auf Bankaktien abgeschlossen, und die Mitglieder der Kontremine gaben sich die größte Mühe, entweder den Kurs herabzudrücken oder sich Aktien zu verschaffen, um in natura liefern zu können. Allein es gelang ihnen nur schwer, dieselben zu erhalten, und man mußte darauf gefaßt sein, daß am Lieferungstage der Kurs zu einer exorbitanten Höhe hinaufsteigen würde, so daß die zur Lieferung Verpflichteten sich ganz in den Händen der Mitglieder und Parteigänger der Wiener Bank befinden mußten.

Einige Tage vor der Ultimoregulirung des Monats August saß in dem reich und elegant ausgestatteten Direktionszimmer der Wiener Bank der Doktor Elster vor einem großen, mit Kontobüchern und Rechnungspapieren bedeckten Tisch.

Er hatte die Bücher geprüft, einzelne Bogen mit Rechnungsaufstellungen durchflogen und mit Bleistift einige Notizen gemacht.

Dann lehnte er sich, zufrieden lächelnd, in den mit grünem Leder ausgeschlagenen Lehnstuhl zurück und sprach, indem er mit seiner schweren goldenen Uhrkette spielte:

„Es wird gelingen, es ist ein kühnes Spiel, das wir gespielt haben. Die Kontremine hat alle ihre Kraft aufgeboten, um uns zu werfen, aber ihre Mühe ist umsonst, unsere Berechnung ist richtig, morgen werden wir den entscheidenden Schlag führen und die ganze wiener Finanzwelt ohne Widerstand beherrschen. Sie können," fuhr er fort, „die Aktien, die sie liefern sollen, nicht schaffen, denn diejenigen, welche wir noch nicht angekauft haben, sind ihnen unzugänglich, und sie werden gezwungen sein, uns den von uns gestellten Kurs zu zahlen."

Er blickte wohlgefällig auf ein Papier, das verschiedene Zahlenangaben enthielt.

„Ich habe bei der letzten Spekulation," sagte er, „sechsmalhunderttausend Gulden gewonnen. Die gegenwärtige Abrechnung wird mir mindestens dieselbe Summe, hoffentlich mehr eintragen, damit bin ich für's Erste in Sicherheit, erhaben über alle Sorgen des Lebens, und ruhig kann ich der Zukunft entgegen sehen, möge sie bringen, was sie wolle."

Er stand auf und ging einige Male im Zimmer auf und nieder, den Kopf stolz erhoben, während seine etwas unsicher blickenden Augen in freudiger Erregung strahlten.

„Die Gunst des Schicksals," rief er, „hebt mich höher, als ich es mir jemals hätte träumen lassen. Aus der abhängigen, untergeordneten Stellung des Subalternendienstes, in welcher ich bisher mein Leben verbrachte, bin ich zunächst hinaufgestiegen in den höheren Dienst, der mich allen Denen gleichstellt, die früher auf mich herabzublicken sich für berechtigt hielten. Und dieses glückliche Unternehmen der Wiener Bank wird mich nun auch auf eine Höhe des materiellen Besitzes heben, auf welcher Wenige mir gleich kommen, und in welcher ich in dem künftigen Theil meines Lebens reichen Ersatz finden werde für die Entbehrungen und Demüthigungen, die ich bisher ertragen. Ich stehe in Unterhandlungen," fuhr er fort, „wegen des Erwerbs einer

großen Herrschaft; sobald die gegenwärtige Spekulation glücklich durchgeführt ist, werde ich das Geschäft zum Abschluß bringen — und dann werde ich zu den ersten Grundbesitzern des Landes gehören. Und," sprach er dann, indem er abermals nachdenklich auf das Papier blickte, „ich werde nicht nur mich bereichert haben, sondern — was mich über die gewagte Natur meiner Spekulationen beruhigt, ich werde auch das Vermögen meines Königs in einem alle Erwartungen übersteigenden Maßstab vermehrt haben und unausgesetzt weiter zu vermehren Gelegenheit finden. Ich werde auch der österreichischen Regierung große und ernste Dienste geleistet haben und noch größere zu leisten in der Lage sein, und wenn dann die politische Katastrophe sich zuspitzt, so werden in meinen Händen wichtige Fäden der Schicksale Europas zusammenlaufen — der Orden der eisernen Krone kann mir nicht entgehen — der Ritterstand — später der Freiherrntitel, — und wenn das Glück dem Könige günstig ist und er seinen Thron wieder erobert, so wird der unbedeutende Legationskanzlist nach Hannover zurückkehren als ein großer Herr mit vornehmem Namen und einem Besitz, der nach Millionen zählt, und sie werden sich vor ihm beugen Alle, die ihn früher kaum der Beachtung werth hielten — ich werde ein Haus, eine Familie gegründet haben, deren

Namen sich unter den Ersten fortpflanzen wird in künftigen Zeiten."

Er stützte die Hand auf den Tisch und blickte starr vor sich hin, als stiegen in seinem Innern die Bilder der künftigen Zeit empor, während seine Züge in einem von Glück strahlenden Lächeln sich verklärten.

Die Thür öffnete sich und der Oberstküchenmeister, Graf Wratislaw, ein Mann von einigen fünfzig Jahren, mit leicht ergrauendem Haar, scharfem und vornehmem, etwas bleichem Gesicht trat in das Zimmer.

Doktor Elster fuhr aus seiner Träumerei empor. Er begrüßte diesen Träger eines der ältesten und vornehmsten Namen der österreichischen Aristokratie zwar ehrerbietig, aber doch mit einer gewissen vertraulichen Sicherheit.

„Nun, wie gehen die Geschäfte?" fragte der Graf Wratislaw, indem er dem Doktor die Hand reichte, der sich in so kurzer Zeit durch die großen Erfolge der Wiener Bank den Ruf eines außerordentlichen Finanzgenies erworben hatte.

„Vortrefflich, Herr Graf, vortrefflich," erwiederte dieser, „wenn das Geschäft, das wir eingeleitet haben, seine Früchte trägt — und das wird morgen der Fall sein, — so wird unsere Bank die Herrin der wiener Börse und wir, Herr Graf, werden Millionäre sein."

„Das wird mich ganz besonders freuen," sagte Graf Wratislaw mit einem leichten Seufzer, „ich wünsche sehr, meine Angelegenheiten, die ich lange Zeit ein wenig vernachlässigt habe, zu ordnen. Was die Spekulation selbst betrifft, so wissen Sie, daß ich davon nicht viel verstehe. Ich habe das volle Vertrauen, daß die Sachen, die unter Ihrer Leitung gemacht werden, richtig sind und daß sie guten Erfolg haben werden — ich habe mich persönlich tief engagirt," sagte er mit einem leichten Anflug von Unruhe in der Stimme, „und von dem Erfolg unserer Spekulation hängt auch meine finanzielle Situation ab; um so mehr freue ich mich, daß Sie Ihrer Sache so sicher sind. Uebrigens hat ja auch der Baron Beke und der Reichskanzler das vollste Vertrauen zu unserem Institut."

Graf Wratislaw setzte sich in einen der umherstehenden großen grünen Lehnstühle und begann in den auf dem Tisch liegenden Zeitungsblättern zu lesen, während Doktor Elster einige angekommene Briefe erbrach, die auf seinen Platz gelegt worden waren.

Nach einigen Augenblicken öffnete sich abermals die Thür und es trat Herr Ullmann, der frühere Sekretär des Grafen Langrand-Dumonceau, einer der eifrigsten Mitbegründer der Wiener Bank, ein.

Herr Ullmann war eine kleine, magere Gestalt mit

einem länglichen Gesicht von grauer Farbe, mit großer, unschön geschnittener Nase und stark hervortretendem Mund, dessen gleichgültiger, etwas blasirter Ausdruck im Widerspruch stand mit dem scharfen, listigen Blick der kleinen lebhaften, intelligenten Augen.

Er grüßte Graf Wratislaw, der ihm leicht und etwas hochmüthig zunickte, reichte dann dem Doktor Elster die Hand und ließ sich nachlässig in einen Lehnstuhl vor dem Tisch sinken.

„Sie waren auf der Börse?“ fragte der Doktor Elster, immer mit der Durchsicht der von ihm geöffneten Briefe beschäftigt. — „Wie stehen die Kurse?“

Herr Ullmann warf einen schnellen Blick zu ihm hinüber und sagte dann mit einer gleichgültigen, etwas müden Stimme:

„Es ist noch Alles ziemlich beim Alten, nur unsere Aktien sind etwas herunter gegangen.“

Doktor Elster ließ die Hand mit den Briefen, welche er las, herabfallen, richtete einen unsicheren Blick erstaunt und befremdet, als höre er etwas Unmögliches, auf Herrn Ullmann und fragte:

„Unsere Aktien fallen? Wie ist das möglich?“

„Es scheint,“ erwiederte Herr Ullmann, „daß die Kontremine sich in Besitz einer gewissen Anzahl von Aktien zu setzen gewußt hat, und daß dieselben ausge-

boten werden, um den Kurs herabzudrücken — ein Manöver, das gar nicht unklug ausgedacht ist und dem wir entgegenwirken müssen."

Doktor Elster hörte immer aufmerksamer zu, seine Blicke wurden starr und finster, unruhig zupfte er seinen langen, dünnen Schnurrbart.

„Aber was sollen wir dagegen thun?" fragte er, „unsere ganze Spekulation, wodurch wir der Bank die Herrschaft über die wiener Börse schaffen wollten, ist gefährdet, wenn die Kontremine sich jetzt im Besitz von Aktien befindet und sie zu niedrigen Kursen ausgibt."

„Man muß eben alle Aktien kaufen," sagte Herr Ullmann leichthin, während Graf Wratislaw fortwährend die Zeitung las, ohne dem finanziellen Gespräch der beiden Herren weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

„Die Aktien kaufen?" sagte Doktor Elster, indem er die Stimme dämpfte. „Mein Gott, wir haben ja keine Mittel mehr, ich begreife überhaupt nicht, wie die Kontremine in Besitz von Aktien gekommen ist, wir wußten doch, daß sie alle in festen Händen und in Depot waren!"

„Wie? — das ist gleichgültig," erwiederte Herr Ullmann, „genug, daß sie dieselben besitzen, und daß es absolut nothwendig ist, nun alle noch ausstehenden Aktien zu kaufen, denn wenn sie in den nächsten Tagen durch

fortwährendes Ausbieten derselben den Kurs tief herabdrücken, so werden wir nicht im Stande sein, am Lieferungstermine abnehmen zu können, und unsere so gut angelegte Spekulation wird, statt uns zu Herren der wiener Finanzwelt zu machen, der Bank große Verlegenheiten bereiten und verschiedenen Personen, namentlich auch Ihnen," setzte er mit scharfer Betonung hinzu, „alles bisher aus den günstigen Spekulationen Erworbene, ja vielleicht noch erheblich mehr kosten."

Eine aschfahle Blässe bedeckte das Gesicht des Doktor Elster. Immer unruhiger und heftiger zupfte er die dünnen Haare seines Schnurrbarts und mit leiser, aber angstvoll bewegter Stimme sprach er:

„Aber mein Gott, was ist zu thun? — das ist ja ein ganz entsetzlicher, höchst unerwarteter Schlag! Wenn die Kontremine fortfährt, Aktien in großer Zahl auf den Markt zu werfen, so bricht unser ganzes Gebäude zusammen. Die baaren Mittel der Bank sind erschöpft, es sind so viele von unseren eigenen Aktien angekauft, daß wir kaum noch disponible Fonds besitzen. Wir würden, wenn die Spekulation gelungen wäre, unser Kapital fast vervierfacht haben; gelingt sie nicht, so weiß ich kaum, wie wir uns aus der Verlegenheit ziehen sollen, und dazu habe ich die zwanzigtausend, im Depot der Bank befindlichen Aktien des Königs ver-

pfändet, ebenso die Werthpapiere des Grafen Wedel. Bricht die Spekulation zusammen, so entstehen die namenlosesten Verlegenheiten, und ich weiß in der That kaum einen Ausweg mehr.“

„Zusammenbrechen,“ sagte Herr Ullmann, indem er leicht mit einer Feder auf dem vor ihm liegenden Bogen Papier kritzelte, „sie darf nicht zusammenbrechen — das ist sehr klar.“

„Aber wie? Mein Gott,“ rief Doktor Elster, indem er scheu nach dem Grafen Wratislaw hinüberblickte, „wie kann die Sache gehalten werden?“

„Sehr einfach,“ sagte Herr Ullmann, „wir müssen alle an der Börse erscheinenden Aktien kaufen, dann haben wir wieder den Kurs in der Hand und können die Papiere von Neuem zu dem von uns normirten Kurse verwerthen.“

„Aber ich sage Ihnen,“ rief Doktor Elster mit dem Ausdruck der Verzweiflung, „daß unsere Fonds erschöpft sind, daß ich über keine Mittel mehr disponiren kann!“

„So muß man die Mittel schaffen,“ sagte Herr Ullmann kalt; „um alle Aktien, die etwa noch ausstehen könnten, zu kaufen, bedürfen wir eine und eine halbe Million Gulden. Ich habe, sobald ich den gegen die Bank geführten Coup entdeckte, sogleich auch daran

gedacht, Hülfe zu suchen. Und ich glaube mit Bestimmtheit darauf rechnen zu können, daß eine Million durch das ungarische Finanzministerium, das sich ja lebhaft für unser Institut interessirt, zur Verfügung gestellt werden wird. Wir bedürfen also nur noch fünfmalhunderttausend Gulden, und diese Summe werden Sie ja mit Leichtigkeit von Ihrem Könige herbeischaffen können. Die Bank kann Ihnen eins ihrer Werthobjekte dafür verpfänden. Der König kann sich nach meiner Ueberzeugung keinen Augenblick besinnen, diese Summe herzugeben, denn durch die Vermeidung einer Katastrophe wird ja nicht nur augenblicklich sein Vermögen erheblich vermehrt, sondern auch der Bank wird für die Zukunft die Herrschaft über die Börse gesichert. — — Sie müssen aber schnell handeln, denn je schneller wir jenen Coup pariren, um so größer und sicherer wird unser Erfolg sein."

Doktor Elster blickte unschlüssig vor sich nieder, während die Spitzen seiner Finger in nervösem Zittern sich auf dem grünen Teppich des Tisches bewegten.

„Es wird am besten sein," fuhr Herr Ullmann fort, „Sie fahren gleich nach Gmunden und nehmen den Staatsrath Klindworth mit, — — wenn Sie nicht die Verantwortung übernehmen wollen, — was vielleicht das Beste wäre, — aus dem Vermögen des

Königs, das ja zu Ihrer Verfügung steht, die erforderliche Summe zu entnehmen. Es handelt sich ja doch eigentlich nur um wenige Tage —"

„Unmöglich," sagte Doktor Elster, „unmöglich! Ich kann ohne die Anweisung des Grafen Platen keine Zahlungen machen — und in Gmunden — — ich weiß nicht, wie das gehen soll. Der König zieht den Kronprinzen bei allen Angelegenheiten zu — ich müßte doch, um die Nothwendigkeit des Darlehens dieser halben Million zu motiviren, unsere ganze Spekulation dem Könige erklären, — — die Verpfändung seiner Aktien müßte zur Sprache kommen — der Kronprinz, dessen bin ich gewiß, wird Schwierigkeiten machen — die ganze Spekulation," fügte er ganz leise, wie zu sich selber sprechend, hinzu, „wird dem Sinn und dem Gefühl des Königs durchaus nicht zusagen — und die Verpfändung seiner Aktien — das Alles läßt sich ja gar nicht formell vor ihm rechtfertigen! O, welch' ein schreckliches Schicksal! — Ich sehe keinen Ausweg!" rief er, wie betäubt den Kopf in die Hände stützend.

Herr Ullmann sah ihn mit einem gewissen höhnischen Mitleid an.

„Wie schwach!" murmelte er vor sich hin; — „viel zu schwach, um etwas Großes zu erreichen!"

„Gibt es Schwierigkeiten im Geschäft?" fragte

Graf Wratislaw, indem er die Zeitungen, in welchen er gelesen, auf den Tisch zurückwarf und aufstehend seinen Hut ergriff.

„Kleine Schwierigkeiten," sagte Herr Ullmann leicht hin, „welche bei großen Unternehmungen jeden Tag vorkommen, und welche ein Finanzmann, wie unser Doktor Elster," fügte er mit einem unbeschreiblichen Ton hinzu, „mit spielender Leichtigkeit überwindet."

Doktor Elster hob den Kopf empor und zwang sich mit Aufbietung aller Willenskraft, einen ruhigen, heitern Ausdruck auf seinem Gesicht festzuhalten.

„Sie sehen blaß aus, lieber Doktor," sagte Graf Wratislaw, „Sie rechnen und arbeiten zu viel — machen Sie, daß Sie an die frische Luft kommen. Mir würde auch ganz wüst zu Muthe werden, wenn ich so viele Rechnungen und Geschäfte im Kopf haben sollte, wie Sie."

Er reichte dem Doktor die Hand, verneigte sich leicht gegen Herrn Ullmann und verließ das Zimmer.

„Ich weiß keinen andern Ausweg," rief Doktor Elster, indem er die Hände rang, „als mit dem Grafen Platen zu sprechen. Ohne ihn werde ich den König niemals bewegen können, die nöthige halbe Million herzugeben."

Herr Ullmann sah ihn ganz verwundert an.

„Graf Platen?" fragte er, „Sie glauben, daß

Graf Platen jemals dem Könige dazu rathen wird — Graf Platen, der niemals mit der Wiener Bank einverstanden gewesen ist, und der vielleicht gern die Gelegenheit benutzen wird, dem Könige zu beweisen, daß er sich in große Verlegenheiten gestürzt habe durch ein Unternehmen, das der unmittelbaren Leitung des Grafen entzogen ist, — erlauben Sie mir, das ist thöricht. Wenn Sie Ihres Einflusses auf den König nicht so sicher waren, um jetzt unmittelbar und persönlich handeln zu können, dann hätten Sie sich, verzeihen Sie mir, in diese Spekulation nicht einlassen sollen."

„O, hätte ich es nie gethan!" rief Doktor Elster in schmerzvollem Ton, die Hände über die Brust pressend.

Er blieb längere Zeit in schweigendem Nachdenken versunken stehen, während der Blick des Herrn Ullmann kalt und erwartungsvoll auf ihm ruhte.

„Mir bleibt nichts Anderes übrig, als mit Platen zu sprechen. Wäre Wedel hier, er ist der Einzige, der die Sache an den König bringen könnte. Aber er ist in Franzensbad bei seiner kranken Frau — — Ich habe gethan, was ich nie hätte thun sollen," rief er dann, „so will ich jetzt wenigstens den gerade vorgezeichneten Weg gehen. Gelingt es mir, Graf Platen von der Nothwendigkeit des Schrittes zu überzeugen, so läßt sich vielleicht noch Alles retten!"

Und ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, ergriff er seinen Hut und eilte hinaus. —

„Das ist wieder ein gut angelegtes Gebäude, welches durch die Schwäche und Dummheit der Menschen zusammenbricht," sagte Herr Ullmann, indem er ihm nachsah. „Ich glaube, die Wiener Bank ist zu Ende — und man wird wohlthun, sich von der Sache loszumachen."

Und langsam folgte er dem Doktor Elster, welcher die Treppe hinabgestürmt war, sich in einen Fiaker geworfen hatte und nach Hietzing hinausfuhr. — — —

Am Nachmittage desselben Tages fuhr der Minister des Königs von Hannover, Graf von Platen-Hallermund, an der Staatskanzlei vor und wurde von dem im Vorzimmer dienstthuenden Bureaudiener unmittelbar nach seiner Meldung in das Kabinet des Reichskanzlers von Oesterreich-Ungarn geführt.

Graf Beust erhob sich von seinem Schreibtisch, vor welchem er mit der Lektüre eines großen Aktenkonvoluts beschäftigt gewesen war und begrüßte den Grafen Platen mit der Leichtigkeit eines Welt- und Lebemannes, der einen guten Bekannten empfängt.

Graf Platen, dessen schlanke, geschmeidige Gestalt in einen eleganten, aus dem Atelier von Ebenstein hervorgegangenen schwarzen Ueberrock gehüllt war, zeigte

in seinen Gesichtszügen eine gewisse unruhige Erregung. Er drückte leicht hüstelnd sein Taschentuch an die Lippen und setzte sich dem ihn erwartungsvoll anblickenden Reichskanzler gegenüber.

„Ich komme zu Ihnen, mein lieber Graf," sagte er dann, „um über eine Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen, zu der Sie und die österreichische Regierung in einer gewissen Beziehung stehen und in der ich nicht gern etwas thun möchte, ohne mit Ihnen konferirt zu haben."

Graf Beust drückte durch eine schweigende, verbindliche Neigung des Kopfes aus, daß er zu hören bereit sei.

„Soeben ist der Doktor Elster bei mir gewesen," sagte Graf Platen, „und hat mir Nachrichten über die Wiener Bank gebracht, die mich in hohem Grade befremdet und betrübt haben — wenn ich auch," fügte er hinzu, „stets darauf gefaßt gewesen bin, daß dieß Unternehmen des Königs einmal zu keinem guten Ende führen würde."

Ein kaum bemerkbares, unwillkürliches Lächeln flog über die Lippen des Grafen Beust.

Fragend richteten sich die Blicke seiner klaren, hellen Augen auf Graf Platen.

„Es scheint," fuhr dieser fort, „daß sich die Bank

in Spekulationen eingelassen hat, welche sowohl ihrer innern Natur nach höchst bedenklich, als in ihrer praktischen Ausführung nicht genügend gesichert sind, und daß dadurch eine große Krisis fast unvermeidlich wird. Die österreichische Regierung hat sich lebhaft für dieß Unternehmen interessirt, hat ihm ihren Schutz und ihre Unterstützung zugesagt und es fragt sich, was man nun thun kann, um die gegenwärtige Krisis nach allen Richtungen hin möglichst wenig nachtheilig zu machen. Ich verstehe nicht, wie die Verwaltungsräthe des Königs und insbesondere der Graf Wedel zu solchen Spekulationen ihre Zustimmung haben geben können."

„Graf Wedel," sagte der Reichskanzler leicht hin, „scheint mir am wenigsten eine Verantwortung für die Wiener Bank haben zu können, da er ja mit der eigentlichen Finanzverwaltung derselben nur ganz äußerlich in Beziehung stand und außerdem jetzt, so viel ich weiß, von hier abwesend ist — was übrigens die Wiener Bank, sowie meine und der kaiserlichen Regierung Beziehungen zu derselben betrifft, so ist es in der That ein Verhängniß zu nennen, daß ich gerade fortwährend mit dem Institut in Verbindung gebracht werde. Ich interessire mich gewiß für dasselbe, weil ich sehr wünsche, daß dem unklaren Treiben der wiener Börsenwelt gegenüber ein reelles, gut begründetes Bankinstitut bestehe,

welches den festen Boden und die sichere Garantie für große Geschäfte uns bietet. Im Uebrigen aber stehe ich, wie ich schon Ihrem Könige bei der Begründung der Sache gesagt habe, zu der Bank nur in demselben Verhältniß, in welchem sich zur Zeit des Wiener Kongresses der Fürst Schwarzenberg zu dem Maler befand, der durchaus sein Porträt malen wollte und dem Fürsten sagte, die übrigen Minister wünschten sein Bild, während er nach allen anderen Seiten die hierauf erfolgte Zustimmung Schwarzenberg's als dessen Wunsch geltend machte."

„Es muß aber," fiel Graf Platen ein, „doch jedenfalls im Interesse Ihrer Regierung liegen, den König und alle Diejenigen, welche mit der Bank Geschäfte geschlossen, möglichst vor den nachtheiligen Folgen der drohenden Katastrophe zu schützen."

„Ist denn diese Katastrophe unvermeidlich," fragte der Reichskanzler, „und worauf bezieht sie sich?"

„Die Bank hat ihre eigenen Aktien gekauft," sagte Graf Platen, „um den Kurs in der Hand zu haben und die Kontremine zu sprengen. Nun aber sind die Mittel erschöpft, es befinden sich noch eine Anzahl Aktien außerhalb des Besitzes der Bank, und wenn diese in die Hände der Kontremine kommen, so ist die ganze Spekulation nicht nur gescheitert, sondern es wird das

auch die Bank in die äußerste Verlegenheit setzen, da sie statt baarer Gelder ihre eigenen Aktien in der Kasse hat, welche sie zu hohen Kursen kaufte, und welche nun bis auf das Aeußerste werden entwerthet werden."

„Woher aber weiß die Kontremine," fragte Graf Beust ein wenig erstaunt, „daß die Mittel der Bank nicht mehr ausreichen, denn auf diese Kenntniß und darauf, daß sie zugleich über die noch außerhalb der Bank befindlichen Aktien und über ihre Zugänglichkeit unterrichtet ist, beruht doch der ganze gegen sie geführte Schlag."

„Das weiß ich nicht und begreife ich nicht," sagte Graf Platen ein wenig zögernd — „indessen die Lage ist so, wie ich sie Ihnen geschildert habe — Elster hat mir ganz verzweiflungsvoll das Bekenntniß über die eingeleitete Spekulation abgelegt, und es handelt sich für mich nur darum, wie der König, für dessen Vermögen ich ihm und dem ganzen Welfenhause verantwortlich bin, vor Verlusten geschützt werden kann."

Nach einem leisen Klopfen öffnete sich die Thür, der diensthuende Bureaudiener trat ein und überreichte dem Reichskanzler einen kleinen, leicht zusammengefalteten Zettel, worauf er sich schweigend wieder entfernte.

Graf Beust faltete das Papier auseinander, warf einen schnellen Blick über die wenigen, mit Bleistift ge-

schriebenen Zeilen, die es enthielt, und blickte dann einen Augenblick sinnend vor sich nieder, während er das Papier zu einem langen Streifen zusammenlegte und es spielend um seine Finger wickelte.

„Mir scheint,“ sagte er, „daß es doch vor allen Dingen zunächst darauf ankommt, zu konstatiren, ob denn die Katastrophe wirklich unvermeidlich sei und ob sich kein Weg finden läßt, die Spekulation, welche besser gar nicht hätte unternommen werden sollen, welche aber denn doch nun einmal unternommen worden ist, nunmehr auch glücklich durchzuführen.“

„Und wie sollte das geschehen?“ fragte Graf Platen.

„Nun,“ sagte Graf Beust, „man müßte eben die Mittel daran wenden, welche nothwendig sind, um den gefaßten Plan bis zu Ende auszuführen. Dadurch wird die Bank Herrin der Situation bleiben, denn nicht nur der König, sondern auch alle Theilhaber und alle Diejenigen, welche mit der Bank Geschäfte geschlossen haben, werden vor Verlusten gesichert bleiben —“

„Aber die Mittel der Bank sind erschöpft,“ fiel Graf Platen ein.

„Und mir scheint die ganze Frage ein Rechenexempel,“ erwiederte Graf Beust. „Wieviel bedarf die Bank, um die begonnene Spekulation planmäßig zu Ende zu führen?“

„Eine und eine halbe Million Gulden," erwiederte Graf Platen, — „nach den Angaben, die mir Elster gemacht hat."

„Es sind so viele Personen und so viele Institute an der Existenz der Wiener Bank interessirt," sagte Graf Beust, immer den zusammengefalteten Streifen um seine Finger hin und her wickelnd, „daß auch die Regierung gewiß gern die Hand bieten wird, um die entstandene Verlegenheit zu beseitigen. Wenn das österreichische Finanzministerium zu einer helfenden Intervention nicht in der Lage ist, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß der ungarische Finanzminister geneigt und im Stande sein würde, der Bank mit einer Million Gulden, für welche sich ja die besten und sichersten Garantieen finden lassen, zu Hülfe zu kommen."

„Dann würde immer noch eine halbe Million fehlen," sagte Graf Platen.

Graf Beust blickte ihn ganz erstaunt an.

„Nun, diese halbe Million, mein lieber Graf," sagte er, „würde doch in den Kassen Ihres Königs nicht schwer zu finden sein, und es scheint mir vor Allem im unmittelbaren Interesse des Königs zu liegen, die Katastrophe zu vermeiden, weil ja von der Erhaltung und dem Gedeihen der Wiener Bank seine Vermögenslage in so hohem Grade abhängig ist."

„Der König," rief Graf Platen erregt, „sollte noch mehr Geld in dieses Bankinstitut stecken, das sich in so unklare und bedenkliche Spekulationen eingelassen hat, und das ein mer à boire werden könnte? Auf diese Weise würde das Welfenhaus in kurzer Zeit dahin kommen können, keine Existenzmittel mehr zu haben, dazu kann ich nicht mitwirken."

Ruhig erwiederte Graf Beust:

„Wenn aber durch diese halbe Million, welche der König den bereits in der Bank angelegten bedeutenden Summen hinzufügt, nicht nur diese gerettet und gesichert, sondern auch das so glänzend begonnene Unternehmen zur successiven Vermehrung des königlichen Vermögens einer immer günstigeren Zukunft entgegengeführt wird, dann scheint es mir doch beinahe Pflicht zu sein, dieses Opfer zu bringen. Gerade dieses Opfer scheint mir der sicherste Weg zu sein, um den König nicht nur vor Verlusten zu schützen, sondern die ganze Katastrophe zu vermeiden."

„Die ganze Bank ist ein Unglück für den König," rief Graf Platen lebhaft, „er ist dadurch in die Hände von Personen gerathen, welche ihn mißbrauchen und auf die Irrwege einer abenteuerlichen Politik führen. Das Wohl des Königs und die Zukunft seines Hauses erfordern, daß diesem Gewebe von Intriguen ein Ende

gemacht wird, welche dahin arbeiten, den König von seinen treuen Dienern zu entfremden und mit lauter Rathgebern ohne Verantwortlichkeit und ohne Solidarität mit dem Schicksal des Welfenhauses zu umgeben."

„Das ist *eine* Seite der Sache," sagte Graf Beust kalt, „welche mir fremd ist und welche ich zu beurtheilen nicht in der Lage bin. Für mich formulirt sich die Frage einfach folgendermaßen: Ein Bankinstitut, in welchem ein großer Theil des Vermögens Ihres allergnädigsten Herrn engagirt ist, und welches dazu dienen soll, ihn und sein Haus in Zukunft völlig unabhängig in finanzieller Beziehung der preußischen Sequestration gegenüber zu machen, befindet sich in einer Krisis, deren unglücklicher Ausgang schwere Verluste für den König und für Diejenigen nach sich ziehen kann," fügte er mit scharfer Betonung hinzu, „welche im Vertrauen auf den König sich bei seinem Institut betheiligt haben und mit demselben in Geschäftsverbindung getreten sind. Diese Krisis kann zu einem günstigen, alle Nachtheile ausschließenden Ende geführt werden, wenn der König noch eine halbe Million daran setzt. Wenn nun, wie ich glaube, die weit weniger unmittelbar an der Sache betheiligte ungarische Finanzverwaltung eine Million zur Beschwörung dieser Krisis bereit stellen will, so scheint es mir nicht zweifelhaft zu sein, was der

König zu thun hat. Uebrigens ist die Verantwortung für das, was geschieht oder nicht geschieht, nicht die meine, ich interessire mich für das Institut und interessire mich noch lebhafter für Seine Majestät den König, der das Opfer des Kampfes geworden ist, in welchem er auf unserer Seite stand — Sie haben mich um meinen Rath gebeten, ich habe Ihnen denselben, so weit ich die Sachlage übersehen kann, ertheilt, kann aber weiter nicht in Sie dringen. Sie müssen darüber entscheiden, was Sie thun und was Sie dem Könige rathen wollen."

Graf Platen bewegte sich unruhig und unschlüssig auf seinem Stuhle hin und her.

„Sie würden also," fragte er, „es wirklich für richtig halten, daß der König, um eine unrichtige, nach meiner Ansicht nicht zu rechtfertigende Spekulation, die ohne sein Wissen unternommen ist, durchzuführen, noch ein weiteres, so erhebliches Opfer bringen sollte?"

„Ganz gewiß," erwiederte Graf Beust mit fester Stimme, „wenn dadurch die Katastrophe beschworen werden und so großer und vielseitiger Schaden verhindert werden kann. Ob dieß mit Sicherheit erreicht werden könne, darüber müßten Sie natürlich durch die Finanzverwaltung der Bank die vollständigste Versicherung und Aufklärung erhalten."

„Mein Gott,“ rief Graf Platen, „welch’ eine peinliche Lage, welch’ eine drückende Verantwortung; — einerseits,“ sagte er mit einem selbstbefriedigten Lächeln, „ist es dem Könige ganz heilsam, wenn er einmal einsieht und empfindet, wohin ihn die Personen führen, mit denen er hinter meinem Rücken verkehrt.“

Graf Beust sah ihn mit einem verwunderten, fast mitleidigen Blick an.

„Ich kann Ihnen nur noch einmal bemerken,“ sagte er, „daß diese Seite der Sache meinem Urtheil sich völlig entzieht, das sind innere Angelegenheiten Ihres Hofes, die Sie nur allein zu beurtheilen und zu behandeln vermögen. Für mich handelt es sich einfach um die finanzielle Frage, und in Betreff dieser habe ich Ihnen meine Ansicht ausgesprochen und motivirt,“ fügte er in einem Ton hinzu, in welchem der Wunsch, die Unterredung zu beenden, ziemlich deutlich durchklang.

„Ich werde,“ sagte Graf Platen aufstehend, indem er abermals wiederholt sein Taschentuch an die Lippen drückte, „zum Könige nach Gmunden fahren und seiner Entscheidung die Sache anheimstellen. Es ist das Vermögen seines Hauses, um das es sich handelt, der König mag selbst entscheiden, was er thun will.“

Wiederum erschien jener halb verwunderte, halb mitleidige Ausdruck in den Augen des Grafen Beust.

„Sie müssen wissen, was Ihnen zu thun obliegt, ich kann nur nochmal darauf aufmerksam machen, daß von der Erhaltung der Bank nicht nur des Königs Vermögen zu einem großen Theil, sondern auch der Besitz so vieler anderer Personen abhängt, die nur im Vertrauen auf den Namen des Königs bei der Sache betheiligt sind.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Graf Platen mit etwas erzwungener Freundlichkeit, „für Ihren Rath. Derselbe wird bei der Entschließung des Königs gewiß schwer in's Gewicht fallen.“

„Vor allen Dingen vergessen Sie nicht,“ sagte der Reichskanzler, indem er den Grafen bis zur Thür begleitete, „daß diese Entschließung eine schnelle sein muß, wenn der Katastrophe vorgebeugt werden soll.“

„Gewiß,“ erwiederte Graf Platen, „ich werde keinen Augenblick verlieren, um den König von der Sachlage in Kenntniß zu setzen.“ und dem Grafen Beust die Hand drückend, verließ er das Kabinet.

Langsam und nachdenklich kehrte der Reichskanzler zu seinem Lehnstuhl zurück.

„Ich fürchte,“ sagte er, „diese Bank wird zusammenbrechen. Platen wird nicht den Entschluß finden, dem Könige zu festen und entschiedenen Schritten zu rathen, die doch so naturgemäß vorgezeichnet sind. Diese Bank

war eine gute, vortreffliche Idee, sie konnte das Mittel werden, dem Welfenhause für alle Eventualitäten der Zukunft eine gesicherte und von Preußen völlig unabhängige finanzielle Existenz zu bieten, aber der Fluch der halben und zweideutigen Maßregeln, welcher bereits im Jahre 1866 dieß erhabene Haus in's Unglück gestürzt hat, wird auch jetzt diesen Weg zur Rettung seiner selbstständigen fürstlichen Existenz abschneiden. Wie es unberechenbare Faktoren des Glücks in dem Schicksal der Menschen gibt," sagte er tief aufathmend, „so gibt es auch ein dunkles und unerbittliches Verhängniß, dessen Hand sich Niemand entziehen kann, wenn sie einmal auf seinem Haupte ruht. Traurig, daß ein so edler Herr, wie der König Georg, diesem Verhängniß verfallen scheint."

Fünftes Kapitel.

In tiefe Gedanken versunken schritt der junge Graf Spangendorf, nachdem er den Palast del Santo Officio verlassen hatte, durch die lange gerade Via della Longoro an der Porta Septimiana vorbei und wendete sich dann vor der Via della Scala über die Piazza di San Maria in Trastevere nach der nahe am Ufer der Tiber gelegenen kleinen Via del Morohin. Fast am Ende dieser Straße lag ein kleines, unscheinbares Haus, augenscheinlich von armen Leuten bewohnt. In der Mitte derselben befand sich die einfache und ziemlich niedrige Eingangsthür, welche das Haus in zwei Hälften theilte, die von verschiedenen Insassen bewohnt zu sein schienen. Die beiden Fenster rechts von der Thüre waren halb geöffnet, die Scheiben derselben waren trübe und ein schwaches Licht schien aus denselben hervor, Kinderstimmen, bald lachend, bald weinend, tönten auf die Straße hin — dazwischen eine tiefe Frauenstimme, —

es mußte die Wohnung einer jener armen Familien sein, welche so zahlreich zwischen den stolzen Palästen der ewigen Stadt leben und ihre Kinder meist von früher Jugend an zu thätigen und gut geschulten Mitgliedern der großen, wohlorganisirten Bettlerzunft erziehen.

Die andere Seite des Hauses bot einen wesentlich andern Anblick dar. Hier befanden sich größere, helle und reine Scheiben in den Fenstern, welche weit geöffnet waren, so daß die zierlichen weißen Vorhänge im lauen Abendwinde sich bewegten. An dieser Seite lag ein von einer niedrigen Mauer eingefaßter Garten, zu welchem man über eine an der Gibelwand des Hauses befindliche kleine Veranda hinabstieg, die mit dichtgeranktem Weinlaub überdacht war. Der Garten war zierlich und sauber gehalten, sorgfältig gepflegte Blumen blühten auf kleinen Beeten und von der Veranda her zog sich eine lange dunkle Laube von dichten Weinreben an der Seite hin, welche der Straße gegenüber lag. Ein hoher, mächtiger Platanenbaum verbreitete in der äußersten Ecke des Gartenraums tiefdunklen Schatten über eine einfache hölzerne Bank, die sich an den Fuß seines Stammes lehnte.

Aus den weitgeöffneten Fenstern dieser Seite des Hauses strömte ein helles, weißes Licht auf die dunkle Straße hinaus, und man konnte, wenn man auf der

andern Seite der Straße stand und auf die dort liegenden, etwas erhöhten Steine trat, ohne Hinderniß das Innere des Zimmers übersehen.

Der viereckige Raum war sehr einfach, aber mit einer gewissen zierlichen und geschmackvollen Sauberkeit eingerichtet.

Graue Tapeten bekleideten die Wände, — den Fenstern gegenüber befanden sich zwei mit dunkeln Teppichportièren verhängte Thüren — in der Mitte hing über einem runden Tisch eine hübsch gearbeitete Bronzelampe herab, welche das Zimmer mit ihrem hellen, weißen Licht erfüllte.

Auf dem mit einem glänzend weißen Leinentuche bedeckten Tische stand das einfache Abendessen, mit welchem sich die so mäßigen Italiener begnügen — Früchte der Jahreszeit, Trauben, Feigen und Pfirsiche, daneben eine Schüssel mit Fritto, — in Eiern gebackenen Fischen, — wie es in den Straßen auf großen Kupferkesseln immer frisch angefertigt wird, — dann Brod und Peccorino, der Schafkäse der Umgegend.

Aber dieß Abendessen, so einfach es war, zeugte dennoch nicht nur von einer sorgenfreien Wohlhabenheit der Bewohner dieses Raumes, sondern die Art, wie es auf dem Tische arrangirt war, bewies auch einen gewissen Schönheitssinn, ein Streben, auch den natürlichen

und nothwendigen Bedürfnissen des Lebens eine anmuthige Erscheinung zu geben. Die Früchte waren auf einer hohen Schale hübsch geordnet und von grünen Weinblättern umgeben, und der Wein von Orvieto funkelte in einer Karaffe von weißem Glase, frische Blumen in einer Terracotta-Vase von antiker Form schmückten den Tisch mit ihren bunten, im Lampenlicht schimmernden Farben, — das Ganze bot ein anmuthiges, freundliches Bild dar, das sich durch die beiden Personen, welche einander gegenüber an dem Tische saßen, zu einem interessanten Genrebild vervollständigte.

Die eine dieser Personen war ein Mann von etwa sechzig Jahren, hoch, kräftig und schlank gewachsen. Der Kopf dieses Mannes war von einer auffallenden und regelmäßigen Schönheit. Das weißgraue Haar fiel in vollen Locken an der freien breiten Stirn herab, die Züge hatten den Schnitt der Antike, ein grauer, kurzer, leicht gekräuselter Bart umgab den Mund und das runde, etwas hervorspringende Kinn; — in den dunkeln Augen brannte noch das Feuer der Jugend, und die schön geschwungenen dunkeln Augenbrauen waren noch fast ganz schwarz, — es war ein Kopf, wie man sie auf den alten geschnittenen Steinen und auf den Münzen aus der Zeit der Weltherrlichkeit Roms sieht, ein Kopf, bei dessen Anblick man an die ernste Würde eines Cato,

an die stolze Hoheit eines Jupiterbildes erinnert wurde. Dieser Mann trug ein weites, graues Wamms, das, durch einen Gürtel um die Hüften zusammengehalten, an die alte Toga erinnerte, ein leichtes Tuch von dunkelrother Seide um den Hals geschlungen und bis zu den Knieen heraufreichende Gamaschenschuhe.

Er sprach mit großem Appetit dem Fritto und dem Peccorino zu, indem er zugleich von Zeit zu Zeit aus einem hohen, kelchartigen Glase einen kleinen Schluck des Orvietoweins trank.

Alle seine Bewegungen waren dabei so abgerundet, so voll Adel und Würde, als ob er an der Tafel eines Fürsten in der höchsten und vornehmsten Gesellschaft sich befände.

Dieser Mann war der allen Künstlern in Rom wohl bekannte Pietro Barghili, ein durch die Schönheit seiner Gestalt und seines Kopfes berühmtes und viel gesuchtes Modell. Er wurde oft schon lange vorher von den italienischen und fremden Malern bestellt und hoch bezahlt. Er verstand es mehr noch als alle seine anderen Berufsgenossen, sich in Stellung und Haltung den Ideen der Künstler anzupassen und in Attitüden voll natürlichen Adels und ungesuchter Würde seine bedeutende und imposante natürliche Erscheinung zur Geltung zu bringen, und fast auf keinem bedeutenden

Bilde, das aus den römischen Ateliers hervorging, fehlte die edle Gestalt Pietro Barghili's.

Ihm gegenüber saß seine Tochter Lorenza, ein junges Mädchen von sechzehn Jahren und in ihrer Art eine eben so schöne Erscheinung als ihr Vater. Ihr etwas bleiches Gesicht war von einer fast idealen Regelmäßigkeit, die großen, mandelförmig geschnittenen Augen hatten jenes eigenthümliche brennende Schwarz, das man nur bei den Bewohnern des Südens findet. Auf ihrer Haut lag jener unbeschreibliche Schmelz der in der Sonne gereiften Pfirsiche, das reiche ebenholzschwarze Haar lag in einfachen, breiten Flechten um ihre reine Stirn, mit einer silbernen Nadel zusammengehalten.

Sie hatte das große Busentuch abgelegt, und das Mieder von bunter Seide, das ihre zarte Gestalt umschloß, ließ den schlanken, von einer Perlenschnur umwundenen Hals frei. Sie hatte die Arme auf den Tisch gestützt und pflückte langsam mit ihren zarten, wunderbar schön geformten, aber etwas bräunlichen Händen von einer großen Traube eine Beere nach der andern, um deren süßen Saft mit ihren frischen Lippen aufzusaugen.

Trotz der jugendlichen, fast noch kindlichen Erscheinung des jungen Mädchens zeigten ihre Züge nicht die Heiterkeit ihres Alters, ein gewisser düsterer Hauch

schien über sie ausgebreitet zu sein, und es wäre schwer zu bestimmen gewesen, ob in dem Blick ihrer dunkeln Augen mehr melancholischer Ernst oder apatische Gleichgültigkeit lag.

Eine Zeitlang hatten Vater und Tochter schweigend einander gegenüber gesessen, dann lehnte sich Pietro Barghili, nachdem er die Schüssel mit Fritto fast ganz verzehrt und noch einen Schluck Orvietowein getrunken hatte, in seinen Sessel zurück und sprach mit einer Stimme und in einem Ton, die mit seiner edlen, würdevollen Erscheinung nicht ganz im Einklang standen:

„Die Stunde, zu welcher der Graf Francesco zu kommen pflegt, ist vorüber. Erwartest Du ihn heute?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte das junge Mädchen, indem sie ruhig fortfuhr, eine Beere nach der andern zu essen. „Er pflegt ja sonst jeden Abend zu kommen und hat mir nicht gesagt, daß er heute zurückgehalten werde — mir wäre es aber in der That lieb," fügte sie hinzu, indem sie die Lippen mit einem Tropfen Wein benetzte, „wenn er nicht käme — denn ich muß Dir aufrichtig sagen, daß mich dieß Spiel ermüdet. Er thut mir oft leid — er ist gut, er hat ein warmes und treues Herz, er liebt mich und ich darf ihn ja doch nicht wieder lieben. Er wird einst unglücklich sein. Das Alles wird ein böses Ende nehmen. Es wäre schon

besser, ihm Alles zu sagen, für mich und für ihn und für uns Alle."

Der Vater sah sie mit strengem Blick an.

„Du bist thöricht," sagte er kurz und kalt, „und darfst solche Gedanken nicht in Dir aufkommen lassen. Welches Unrecht thust Du ihm? Er liebt Dich, das ist wahr, er will Dich zu seiner Gemahlin machen, wenn er die Zustimmung seiner Familie dazu erlangt haben wird. Er verlangt nichts weiter von Dir, als daß Du mit ihm plauderst, ihm vorsingst und Dir Mühe gibst, ein wenig Deutsch zu lernen. Was ist dabei Schlimmes? Du betrügst ihn nicht —"

„Ich betrüge ihn," fiel das junge Mädchen ein, „ich betrüge ihn, weil ich ihm seine Hoffnungen lasse, seine Träume für die Zukunft nicht zerstöre, und doch hat Barbarino mein Wort, daß ich die Seine werde, doch bin ich ihm verlobt und habe ihm Treue geschworen."

„Barbarino," sagte ihr Vater nachdenklich, „vielleicht wäre es besser, wir wären nie mit ihm in Verbindung getreten — wenn man hätte wissen können — doch man darf mit ihm nicht brechen — er ist gefährlich, seine Macht ist groß, und wenn es ihm gelingt, sich einen festen Besitz zu schaffen, so kann er Dir immerhin ein sicheres und freundliches Loos bieten — wenn Du ihn nun einmal liebst."

Lorenza sah mit einem eigenthümlichen, halb verwunderten, halb fragenden Blick zu ihrem Vater hinüber.

„Doch," fuhr dieser fort, „hängt diese Zukunft ja heute noch von so vielen unberechenbaren Möglichkeiten ab. Wenn Barbarino bei seinen kühnen, gefahrvollen Unternehmungen fällt, wenn er gefangen werden sollte wenn er —"

Er vollendete nicht und blickte düster vor sich nieder, während seine Tochter leise zusammenschauerte.

„Der Graf Francesco," sprach der Alte weiter, „sorgt für Dich, Du hast nicht mehr nöthig, allen diesen Malern bald als Venus, bald als Madonna Modell zu stehen — und wenn Barbarino ein Unglück trifft — der Graf Francesco ist ein vornehmer Herr aus einer großen Familie in Deutschland, und wenn Du seine Gemahlin würdest — —" er richtete den Kopf empor, seine Augen schienen in die Ferne zu blicken und seine Haltung wurde so stolz und würdevoll, als sähe er seine Tochter als große Dame von ehrerbietigen Huldigungen umgeben.

Von der Straße her ertönte, von einer gedämpften Stimme gesungen, das in seiner einfachen melancholischen Melodie bei dem römischen Volk so beliebte Ritornell:

«Fiore dell' uva
E s' angela tu sei fammo la prova
In paradiso andiamo tutte e due.»

Lorenza fuhr zusammen — traurig blickte sie durch das Fenster in die Dunkelheit hinaus.

„Das ist der Graf Francesco," rief Pietro Barghili, aus seinem träumenden Sinnen emporfahrend, „Du mußt ihm antworten — das macht ihm Freude, das ist sein Lieblingsgesang."

Lorenza seufzte tief auf. Dann sang sie mit einer klaren, ansprechenden Altstimme, aber mit einem Ausdruck, der wenig zu den Worten paßte und die melancholische eintönige Melodie fast klagend erklingen ließ:

«Se il Papa mi donasse tutta Roma
E mi dicesse: lascia andar chi t' ama —
Jo gli direi: dinò sacra corona!»

Kaum hatte sie geendet, so hörte man einen raschen, leichten Tritt über die Straße herübereilen. Einen Augenblick erschien im Rahmen des geöffneten Fensters das freudig bewegte Gesicht des Grafen Spangendorf, welcher mit leuchtenden Blicken das von dem weißen Glanz der Lampe bestrahlte Bild im Zimmer umfaßte. Dann hörte man das Schloß der Thür klinken, und unmittelbar darauf trat der junge Zuavenoffizier in das Zimmer.

Der Alte erhob sich mit einer gewissen achtungs-

vollen Würde, fast so, wie ein römischer Fürst einen Fremden von Distinktion begrüßen würde, während Lorenza ihre Augen mit demselben halb traurigen, halb apathischen Ausdruck auf den jungen Mann richtete und ihm mit einem ruhigen, freundlichen Lächeln die Hand entgegenstreckte.

„Guten Abend, Lorenza, meine süße Blume, meine Liebe, meine Freude, mein Stern, meine Hoffnung!“ rief der Graf Spangendorf, indem er zu dem jungen Mädchen hineilte und seine Lippen glühend und inbrünstig auf ihre Hand drückte, — „der Dienst hat mich länger aufgehalten als sonst, aber wenn es auch spät ist, so konnte ich es mir doch nicht versagen, noch hierher zu eilen, um mir einen freundlichen Gruß von Dir zu holen und Dein Bild lebendig und frisch in die Träume meines Schlummers hinüber zu nehmen. — Guten Abend, Vater Pietro,“ sagte er dann, herzlich die Hand des Alten schüttelnd, „habt Ihr noch Etwas übrig für mich — eine Traube, ein Glas Orvieto genügt mir, und mehr als Alles erquickt und stärkt mich das Lächeln meiner angebeteten Lorenza.“

Der Alte holte ein drittes Kelchglas von einem Wandgestell und füllte es bis zum Rande mit dem funkelnden Wein aus der Karaffe.

Lorenza nahm eine dunkle große Traube und reichte

sie dem jungen Mann. Sie lächelte ihn dabei an, aber es war ein Lächeln, das über ihr Gesicht glitt wie ein vereinzelter Sonnenstrahl über den trüben, grauen Himmel ein Regentages.

Graf Spangendorf nahm den Kelch, den der Alte gefüllt hatte, hob ihn empor und sagte, indem er über den im Licht funkelnden Wein nach dem jungen Mädchen hinblickte:

„Ich trinke, wie es Sitte ist in meiner Heimat, auf Dein Wohl, meine holde Blume, — auf die Hoffnung, — auf die Zukunft, — auf unser Glück!"

Mit einem langen Zuge leerte er das Glas bis auf den Grund, immer den warmen, tiefen und innigen Blick auf die schöne Lorenza gerichtet.

Diese neigte langsam den Kopf, wie zum Dank für den Wunsch, mit welchem er sein Glas geleert hatte, und wieder erschien jenes traurige, matte Lächeln auf ihren feinen, frischen Lippen.

„Hoffnung — Zukunft — Glück," sagte sie mit leiser Stimme, — „das sind schöne Dinge, aber sie sind so zerbrechlich wie das Glas, aus welchem Sie getrunken, Herr Graf, — sie sind schön wie die Morgensonne, die doch so bald herabsinkt zur dunkeln Nacht, — freundlich und hold wie die Blumen, — die am nächsten Tage verwelkt im Staube liegen und zertreten werden!"

„Warum so traurige Bilder und Gedanken?“ rief der junge Mann im heitern, zuversichtlichen Ton. „Die Hoffnung ist ein heller Stern am dunkeln Himmel unseres Lebens, und ob auch die Wolken darüber hinziehen und zuweilen unsern Blick verhüllen, er bricht doch wieder siegreich hervor — und unser Glück, meine geliebte Lorenza, soll sein wie ein festgepflanzter Baum; ob auch die eine oder die andere Blüte zur Erde fällt, er soll immer neue Knospen treiben, unser Leben zu bekränzen.“

Die schöne Lorenza antwortete nicht, aber ein leichter Seufzer, der ihre Brust hob, schien anzudeuten, daß sie die freudige Zuversicht des Grafen nicht theilte.

„Und gerade heute,“ rief Graf Spangendorf, indem er von der Traube, die Lorenza ihm gereicht, eine Beere an der Stelle abpflückte, welche die Hand des jungen Mädchens berührt hatte, „gerade heute erfüllt mich die Hoffnung, die Zuversicht des Glücks mehr als je, denn bald, bald, meine süße Geliebte, wird unsere Zukunft entschieden sein, bald werden wir uns für immer vereinigen können, um uns nimmer wieder zu trennen.“

Der alte Pietro blickte scharf und forschend nach dem jungen Mädchen hin, während Lorenza langsam mit verwundertem Ausdruck ihre Augen zu ihm aufschlug.

„Ich werde in kurzer Zeit,“ sagte der Graf, „nach Deutschland und nach meiner Heimat reisen — nothwendige Geschäfte — Familienangelegenheiten,“ fügte er hinzu, indem er mit leichter Verlegenheit den Blick niederschlug, „rufen mich dorthin — ich habe meinen Urlaub erhalten, ich werde Dein Bild mitnehmen — dieß Bild, das ich habe malen lassen und das so wunderbar treu Deine lieben Züge, Deine sanften Augen wiedergibt; mein Vater, meine Mutter, die so gut für mich sind, werden dieß Bild sehen, ich werde ihnen von Dir erzählen und die Liebe wird meinen Worten Kraft geben — meine Eltern werden mir ihren Segen nicht versagen. — Ich bin nicht reich,“ fuhr er mit treuherzigem Ton fort, „der große Besitz meiner Familie gehört einst meinem Bruder, aber mein Vater liebt mich — mein Bruder ist zugleich der treueste Freund meiner Jugend gewesen, wir werden immer genug haben, um auch äußerlich unser Glück zu begründen. Und dann,“ rief er mit strahlenden Blicken, indem er mit seinen beiden Händen die Hand des jungen Mädchens ergriff, „dann werden wir glücklich sein, dann wird der Himmel für uns auf die Erde niedersteigen, dann:

In paradiso andiamo tutte e due.»

Die Hand Lorenza's, welche er mit festem Druck gefaßt hielt, zitterte leise. Sie machte eine Bewegung,

um dieselbe zurückzuziehen, und sagte mit gepreßter Stimme, indem sie die Augen vor seinem Blick niederschlug:

„Und Sie glauben, Herr Graf, daß Ihre Eltern einwilligen werden, daß sie mir, dem armen Mädchen des Volks, erlauben werden — ihren Namen zu tragen, — daß sie mich, die unbekannte Fremde, in ihre Familie aufnehmen werden?“

„Ich glaube es,“ rief Graf Spangendorf lebhaft, — „ich bin dessen gewiß — ich fühle tief im Herzen eine Zukunft voll Glück und Licht — warum sollte der Himmel, warum sollte die heilige Mutter Gottes, zu der ich so oft inbrünstig gebetet habe, uns das Glück des Lebens versagen, uns, die wir doch nichts Böses gethan haben?“

Lorenza zuckte zusammen. Mit einer raschen Bewegung zog sie ihre Hand zurück und fragte:

„Sie denken bald abzureisen, Herr Graf?“

„Sobald mein Urlaub ausgefertigt ist,“ erwiederte der junge Offizier. „Das wird vielleicht in acht Tagen geschehen sein. Doch,“ fuhr er dann in trübem Ton fort, indem sein Blick wehmüthig und fast vorwurfsvoll auf ihrem Gesicht ruhte — „warum, meine süße Lorenza, nennst Du mich Herr Graf? Warum erinnerst Du mich an die Schranke, welche die Verhältnisse der Welt

zwischen uns gezogen haben und welche doch für unsere Herzen nicht da ist? Bin ich denn für Dich noch immer ein Fremder — warum nennst Du mich nicht immer Francesco, wie ich Dich so oft gebeten habe? denn für Dich bin ich ja nur Francesco und nichts weiter — Dein Francesco, der Dir gehört mit aller Ergebenheit, mit aller Treue, mit aller Liebe seines Herzens. Ich bitte Dich," sagte er in innigem Ton, „nenne mich nur einmal Deinen Francesco. Alle Musik der Welt kann keine schönere Harmonie schaffen, als der Klang dieses Worts aus Deinem Munde."

Lorenza warf einen scheuen Blick nach ihrem Vater hinüber und bedeckte dann mit der Hand ihre Augen.

„Herr Graf," sagte der alte Pietro Barghili, „lassen Sie meiner Tochter ihre Weise, sie ist aufgewachsen in dem Kreise des Volks, sie vermag nur schwer den Gedanken zu fassen, daß Sie, Herr Graf, der hochgeborene Kavalier, dem das Leben sich so reich und glänzend öffnet, sie zu sich emporheben könnte. Sie fürchtet, daß der goldene Hoffnungstraum dieses Glückes wieder verfliegen könnte, darum scheut sie sich, diesem Traum sich hinzugeben, um sich das Erwachen nicht zu schwer und zu schmerzlich zu machen. Lassen Sie ihr diese Scheu, — wenn Sie den Segen Ihrer Eltern mitbringen werden, wenn Sie einst vor dem Altar sich

die Hände zum ewigen Bunde gereicht haben — dann wird ihr Herz sich frei erschließen, und um so schöner, je mehr sie sich jetzt schüchtern in sich selbst zurückzieht."

Der Graf sah mit einem Blick voll Liebe und Anbetung das junge Mädchen an, das noch immer ihre Augen mit der Hand bedeckte. Dann bog er sich zu ihr hinüber, nahm ihr sanft die Hand vom Gesicht, richtete ihren Kopf empor und sagte:

„Dann aber — dann, meine süße Lorenza, wirst Du an die Hoffnung und das Glück glauben, dann wirst Du zu mir sagen: ‚Mein Francesco?‘"

Er zog leise ihr Haupt zu sich hinüber und drückte seine Lippen auf die schwarzen, glänzenden Flechten ihres Haares.

„Versprich mir das," sagte er in flüsterndem Tone, „versprich mir, daß Du dann sagen willst: ‚Mein Francesco.‘"

Lorenza ließ einen Augenblick ihr Haupt an seiner Schulter ruhen, während der Alte einen unruhigen Blick durch das Fenster hinauswarf.

„Sage mir, wie Du mich nennen wirst," bat der Graf, seine Lippen dem Ohr des jungen Mädchens nähernd.

„Ich werde sagen," flüsterte sie in kaum hörbarem

Ton — „ich werde sagen," wiederholte sie, indem ein Zittern durch ihren Körper lief — „mein —"

Als sie eben die Lippen öffnete, um den Namen Francesco auszusprechen, ertönte von der Straße her in einiger Entfernung von dem Hause ein kurzes, eigenthümlich modulirtes Pfeifen.

Lorenza zuckte heftig zusammen und fuhr in jähem Schreck empor, schnell rückte sie vom Grafen fort und sprach mit unsicherer Stimme, indem sie die Blicke auf den Boden heftete, als wäre ihr der Anblick des jungen Mannes peinlich:

„Dann — später — ich werde mich daran gewöhnen, jetzt nicht. — Ich kann es nicht."

Graf Spangendorf sah sie wehmüthig, aber mit dem Ausdruck tiefer Liebe an.

„Ich werde warten," sagte er sanft, — „hoffentlich nicht lange mehr warten — und während ich warte, werde ich wenigstens tausend und tausendmal sagen: Meine Lorenza! Meine liebe, meine theure, meine angebetete Lorenza!"

Ein leises Rauschen wie von einem starken Windhauch ließ sich in dem Weinlaub hören, das die Veranda nach dem Garten hin umrankte.

„Verzeihen Sie, Herr Graf," sagte der alte Pietro, „Sie sind heute später als sonst gekommen, die Stunde

ist weit vorgeschritten — böse Nachrede ist leicht hervorgerufen —"

„Ihr habt Recht," sagte Graf Spangendorf, indem er aufstand, „ich gehe, um morgen früher wiederzukommen. Ich habe ja nur noch wenige Tage das Glück, meine Lorenza zu sehen, bevor ich mich auf so lange von ihr trennen werde — das wird eine schwere, traurige Zeit sein," sagte er seufzend — „und doch wieder eine schöne Zeit, denn ich werde ja daran arbeiten, unser Glück zu begründen, um später immer diese lieben Züge, diese süßen Augen zu sehen und immer von diesen Lippen meinen Namen zu hören, den sie jetzt noch auszusprechen sich scheuen. Auf Wiedersehen, meine Geliebte," sagte er, ihr die Hand reichend, „auf Wiedersehen. Wirst Du an mich denken, von mir träumen?"

Lorenza legte mit einer kalten, fast starren Bewegung ihre Hand in die seine; ohne die Augen aufzuschlagen, ohne die Lippen zu bewegen, neigte sie langsam den Kopf, ohne daß man hätte erkennen können, ob diese Bewegung ein Gruß des Abschieds oder eine Bejahung seiner Frage sein sollte.

Graf Spangendorf hob ihre Hand empor, drückte inbrünstig seine Lippen auf dieselbe, grüßte dann freundlich und herzlich den alten Pietro und ging, sich an der Thür noch einmal umblickend, hinaus.

Bald hörte man seinen leichten, elastischen Schritt draußen auf der Straße, wie er sich nach der Piazza Santa Maria in Trastevere entfernte.

Aufmerksam folgte der alte Pietro dem Klang dieser immer weiterhin verhallenden Schritte, während Lorenza, auf den Stuhl gelehnt, bleich und unbeweglich dasaß.

Dann stand der Alte auf, verschloß die Fenster und zog die dichten, weißen Vorhänge von innen vor dieselben. Nachdem er dieß gethan und sich sorgfältig überzeugt hatte, daß in den Vorhängen keine Spalte offen geblieben, durch welche man von draußen in das Zimmer hätte hineinsehen können, spitzte er ein wenig die Lippen und ließ ganz leise denselben Pfiff ertönen, welchen man vorher von der Straße herauf gehört hatte.

Unmittelbar darauf hörte man einige rasche Schritte auf der Veranda des Gartens und durch die geöffnete Thür trat in den Lichtkreis des Zimmers eine hohe und schlanke Gestalt in der Tracht der Arbeiter aus der Umgegend von Rom.

Der Eintretende mochte vier= bis fünfundzwanzig Jahre alt sein. Seine nervige, im schönsten Ebenmaß gewachsene Gestalt war von einem blauen, faltigen Kittel umhüllt, welchen über den Hüften ein schwarzer Ledergürtel zusammenhielt; über den blauen Beinkleidern

umschloß seine Oberschenkel ein mit der haarigen Seite nach außen gekehrtes Ziegenfell, während hohe Gamaschenschuhe bis zu den Knieen hinaufreichten. Unter dem großen, schwarzen Hut, mit rother Binde umwunden, quollen volle rabenschwarze Locken hervor. Sein Gesicht war von klassischer Schönheit, gebräunt von Luft und Sonne, aber zart und fast weiblich weich im Schnitt seiner Züge. Ein kurzer, schwarzer Bart umgab das Kinn und den Mund mit den frischen, rothen Lippen und den elfenbeinweißen Zähnen, dessen Linien von festem, entschlossenem Muth zeugten; die großen Augen, deren blauschwarze Pupille aus dem perlmutterweißen Grunde unter den langen, weit überhängenden Wimpern hervorblitzten, blickten voll scharfer Beobachtung und feiner, listiger Intelligenz umher, zugleich lag aber in ihrem Blick ein Ausdruck so wilder Leidenschaft, daß sie fast an die Augen eines Raubthieres erinnerten und mit den edlen, weichen und sanften Zügen seines Gesichts in scharfem Widerspruch standen.

Die Kleidung dieses Mannes, obgleich in Stoff und Schnitt der aller Arbeiter der ländlichen Umgebung von Rom völlig gleich, zeigte doch in der Art, wie er sie trug, wie er die Falten und den Gürtel geordnet und den dunkelblauen Mantel über die Schultern geworfen, eine gewisse kokette Eleganz.

Er trug einen einfachen Knotenstock in der Hand, eine Tasche von Ziegenfell an einem über die Brust laufenden Riemen an der Seite.

Einen Augenblick blieb dieser Mann in der Thür stehen und ließ seinen dunkelglühenden Blick mit düsterem Ausdruck über das Zimmer gleiten.

Pietro Barghili erhob sich, trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand, welche der Angekommene flüchtig drückte, während Lorenza langsam die Augen aufschlug und den jungen Mann in der Tracht der Landarbeiter mit einem Blick voll Scheu und Verwirrung ansah.

Dieser ging an Pietro vorbei, trat mit einem raschen Schritt zu Lorenza hin und ergriff ihre Hand, die sie ihm entgegenstreckte; er drückte diese Hand an seine Lippen, deren glühende Berührung das junge Mädchen zusammenzucken ließ, — dann schleuderte er mit einer wilden Bewegung die Hand zurück, daß sie schwer in den Schooß Lorenza's fiel.

„Auf dieser Hand haben die Lippen des Fremden geruht," rief er, die spitzen, weißen Zähne zusammenpressend, — „des Fremden, der verdammt sein möge, der es wagt, seine Augen zu meiner Liebe, zu meiner Lorenza zu erheben, — und der im Solde des Vatikanes steht!"

„Du bist verstimmt, Barbarino," sagte Pietro ruhig,

während Lorenza, zitternd vor dem heftigen Ausbruch des jungen Mannes, den Kopf auf die Brust sinken ließ, — „hast Du Unglück gehabt, — ist Dir ein Anschlag mißlungen? Warum ergrimmst Du heute so sehr über den Besuch dieses deutschen Grafen, — kommt er doch mit Deiner Einwilligung hieher, — hast Du uns doch selbst gerathen, ihn nicht zurückzuweisen, als er Lorenza bei einem deutschen Maler als Modell der Madonna gesehen und sich uns näherte, — und ist Dir Lorenza nicht sicher? — Wahrlich, von ihm hast Du nichts bei ihr zu befürchten."

„Ja, ja," sprach Barbarino finster, — „ja, — es ist wahr, — ich habe seine Besuche erlaubt, — sie sind nützlich, — Euer Haus ist vor jeder Ueberwachung sicher, wenn ein päpstlicher Offizier, ein vornehmer Herr, ein eifriger Streiter für die Kirche darin verkehrt, — Lorenza ist geschützt vor allen Nachstellungen und Zudringlichkeiten, wenn man sie für seine Geliebte hält, — aber," rief er in heftiger Aufwallung, indem er die geballte Faust erhob, — „aber daß man sie dafür hält, —daß er es wagen darf, seine Blicke liebeglühend auf diese Züge, auf diese Augen zu richten — die mein sind, — die mein allein sein sollen, die ich neidisch verhüllen möchte selbst vor dem Strahl der Sonne und dem Licht der Sterne, — der Gedanke läßt mein Blut

oft siedend aufwallen, daß meine Augen sich in rother Wolke verschleiern und meine Hand nach dem Dolche zuckt, um ihn in das Herz dieses kecken Fremden zu stoßen!“

„Des kecken Fremden?“ sagte Pietro, indem er lächelnd die Achseln zuckte, — „nun, das ist er wahrlich nicht, — er blickt zu Lorenza empor wie zu einem Heiligenbilde, — er will sie zu seiner Gemahlin machen, — kann das Dich kränken, Dich beleidigen, Dir Argwohn einflößen? — wenn Du Dein Ziel erreicht hast, — wenn Du genug erworben, um Dir einen festen Besitz zu gründen, — so wird Lorenza eines Tages mit Dir verschwunden sein, — er wird um sie weinen und Du — wirst die stolze Genugthuung haben, daß Dein Weib um Deinetwillen die Bewerbung eines vornehmen und reichen Herrn zurückgewiesen hat.“

Noch einen Augenblick stand Barbarino in düsterem Sinnen da. Dann hob er seinen Blick langsam zu Lorenza empor, die ihn scheu und bittend ansah, — allmälig verschwand der Ausdruck zorniger Erbitterung von seinen edlen, reinen Zügen, dieselben wurden immer weicher und milder, und eine leidenschaftlich flammende und zugleich tiefe und innige Glut ergoß sich aus seinen dunkeln Augen.

„Verzeih' meine Heftigkeit,“ sagte er, zu dem jungen

Mädchen sich herabbeugend, „sie mag Dir ein Beweis meiner Liebe sein, ich weiß ja, daß Dich kein Vorwurf trifft, — ich weiß, daß Du mir gehörst und daß Niemand Dich mir rauben kann, — Niemand, so lange mein Arm den Dolch zu führen die Kraft hat."

Er breitete seine Arme aus, schlang sie um die zarten Schultern Lorenza's und hob das Mädchen von dem Stuhle empor. Dann sah er einen Augenblick glühenden Blickes in ihre Augen und sprach leise, indem sein Athem wie ein Feuerstrom über ihr Gesicht hinzog:

„Diese Lippen sind mein, — mein allein, — sie öffnen sich nur mir zum Liebeskuß voll berauschender Wonne!"

Er drückte seinen Mund in flammender Leidenschaft auf den ihren und preßte ihren zitternden Körper fest an seine Brust.

Dann ließ er sie wieder in ihren Stuhl zurücksinken, — von Neuem erschien jener Ausdruck wilden Grimmes in seinem Gesicht.

„Oder sind auch diese Lippen nicht mehr mein allein?" rief er mit heiserer Stimme, — „sind auch sie entweiht durch die Berührung dieses Fremden, — dieses Schergen der Tyrannei?" — —

Angstvoll blickte Lorenza zu ihm empor. Bittend faltete sie die Hände.

„Ich schwöre Dir!“ — rief sie, — „ich schwöre Dir bei der heiligen Madonna —“

„Barbarino,“ sagte der alte Pietro ernst mit seiner ruhigen, hoheitsvollen Würde, — „der Graf Francesco ist niemals hier gewesen, wenn ich nicht auch zugegen war, — Du kränkst Lorenza unnütz durch Deinen Verdacht, — Deinen Vorwurf — und ich muß es wiederholen,“ — fuhr er fort, „daß Du selbst die Besuche des Grafen erlaubt, — ja daß Du sogar gewünscht hast, daß er oft hieher käme —“

„Ja — ja —“ sprach Barbarino leise, — „es ist wahr, — und gerade jetzt muß ich mehr als je wünschen, daß man ihn oft hier sehe, — daß seine Gegenwart mir in diesem Hause ein unverletzliches Asyl schaffe, — von dem der Argwohn der Polizei fern bleibt —

„— Verzeih' mir, Lorenza,“ sagte er dann, indem er sich zu den Füßen des jungen Mädchens auf die Kniee niedersinken ließ und seine Lippen auf ihre Hand drückte, — „verzeih' mir, — ich vertraue Dir und glaube an Dich — an Dich, an Deine Liebe und Treue!

„Sieh' hier,“ fuhr er fort, während Lorenza leicht aufseufzend ihre Blicke unter den dunkeln Schleiern ihrer langen Wimpern verbarg, — „sieh' hier, was ich Dir gebracht!“

Er öffnete die Ledertasche, welche an seiner Seite hing, und zog aus derselben ein prachtvolles Kreuz, aus großen Rubinen gebildet, hervor, — dazu ein Armband, mit Perlen und Diamanten reich besetzt, und einen Ring mit einem großen Solitär, dessen Feuer in allen Farben des Regenbogens leuchtete.

Dieß Alles legte er in den Schooß Lorenza's, die bei dem Anblick dieser herrlichen Geschmeide unwillkürlich in einen Ruf des Entzückens ausbrach.

„Wie schön, — wie wunderbar schön!" rief sie, — indem sie das Kreuz emporhob und den dunkeln Glanz der Rubinen im Licht der Lampe spielen ließ, — dann ließ sie mit einer Bewegung plötzlichen Schreckens das Kreuz fallen, bedeckte die Augen mit der Hand und rief, indem ein Schauer durch alle ihre Glieder zitterte:

„Es ist roth — roth wie Blut — und Blut trieft von diesen Steinen, — der Racheschrei, der aus diesem Blut zum Himmel aufsteigt, wird mir zum Fluch werden, — wird mich verderben. Nimm das Alles hin und laß mir die freundlichen, unschuldigen Blumen zum Schmuck, — die Blumen, aus denen das reine Auge Gottes widerstrahlt und die nicht wie diese Steine, diese Kinder der finsteren Tiefen der Erde, die Menschen bezaubern, einander zu morden."

„Sei ruhig, meine Lorenza," sagte Barbarino

sanft, — „an diesen Steinen klebt kein Blut, — wenigstens kein Blut, das meine Hand vergossen; — was ich in Deine Hände lege, ist rein und frei vom Fluche der Rachegeister."

Er blickte noch einige Sekunden in ihre Augen, die immer traurig blieben und mit ängstlicher Scheu vom Glanz der schimmernden Edelsteine sich abwendeten, dann stand er auf, füllte ein Kelchglas mit Orvietowein und leerte es mit einem schnellen, durstigen Zug.

„Ich kann leider nicht lange hier bleiben," sagte er, das Glas wieder auf den Tisch stellend, — „ich habe eine Zusammenkunft mit einigen Freunden verabredet und muß morgen in der Frühe wieder in der Campagna sein, — Ihr müßt mich begleiten, Pietro," fügte er in bestimmtem, fast befehlendem Ton hinzu.

„So spät?" fragte der Alte mit unruhigem Blicke, — „was hast Du vor?"

Barbarino machte in schneller Bewegung ein Zeichen mit den Fingern, die er einen Augenblick gegen die Stirn erhob und dann auf sein Herz legte.

Der Alte schien die Bedeutung dieses Zeichens zu verstehen — er stand auf und nahm seinen spitzen, grauen Hut, steckte ein großes Dolchmesser in lederner Scheide in sein Wamms und sprach ruhig:

„Wenn Du es wünschest, will ich mit Dir gehen, —

vielleicht bist Du sicherer in meiner Gesellschaft, — man kennt mich hier — auf allen Gemälden unserer Meister sieht man den Kopf Pietro Barghili's, und Jedermann weiß," fügte er mit einem Lächeln voll spöttischer Ironie hinzu, „daß ich ein sehr ergebener und andächtiger Unterthan des heiligen Vaters bin."

„Lebe wohl, meine Lorenza," sagte Barbarino, indem er sich zu dem jungen Mädchen herabbeugte und sie mit inniger Zärtlichkeit in seine Arme schloß, — „lebe wohl, — bald, schneller vielleicht, als ich bisher gehofft, wird die Zeit kommen, in welcher ich nicht nur in flüchtigen Augenblicken des Glückes Dich sehen kann, die Zeit, in der all' dieß Trugspiel, all' diese Heimlichkeit aufhört, in der Deine Liebe mich belohnen soll für alle Mühe und Arbeit, — und auch entsühnen von aller Schuld, die ich auf mich geladen."

Er drückte seine Lippen in langem Kusse auf ihren Mund, — dann richtete er sich auf, warf den braunen Mantel über seine Schulter und näherte sich der Thür.

„Bist Du unbewaffnet?" fragte Pietro, — „ist es nicht unvorsichtig, Dich so hinaus zu wagen, — soll ich Dir einen von meinen Dolchen geben?"

Barbarino faßte seinen Knotenstock an dem einen Ende an, und indem er mit der andern Hand die

Mitte desselben festhielt, zog er mit einem kräftigen Ruck eine fast zwei Fuß lange dreieckige Dolchklinge hervor.

„Das wird genügen," sagte er mit einem Lächeln, das seine spitzen, glänzenden Zähne unter den dunkelrothen Lippen hervorschimmern ließ.

Pietro neigte den Kopf, — noch einmal winkte Barbarino Lorenza seinen Abschiedsgruß zu, — dann stieß er die glänzende Klinge wieder in den Knotenstock und verließ mit dem Alten das Haus.

Als sie allein war, warf Lorenza mit einer Geberde des Abscheus die funkelnden Edelsteine, die noch immer in ihrem Schooße lagen, auf den Tisch, und ohne sich die Mühe zu nehmen, diese so werthvollen Schmucksachen zu verschließen oder zu verbergen, ging sie durch die eine der Seitenthüren in ihr kleines Schlafzimmer, dessen Fenster neben der Veranda sich nach dem Garten hin öffnete und von Weinlaub fast verhüllt war.

Sie zündete eine kleine Lampe an, welche den bescheidenen, aber sauber und zierlich ausgestatteten Raum nur matt erleuchtete, und warf sich vor einem an der Wand neben ihrem Bett befindlichen Madonnenbild auf die Kniee nieder, indem heiße Thränenströme aus ihren Augen hervorbrachen.

„O Du heilige Mutter Gottes!" rief sie im Tone

schmerzvollen Jammers, — „ende — ende diese Pein, die mein Herz verzehrt und meine Seele vernichtet, laß mich klar werden über mich selbst und zeige mir den Weg, der mich hinausführt aus diesem Leben voll Trug und Lüge zum Heil und zum Frieden! —

„Ich habe ihn geliebt,“ flüsterte sie leise, — „mein junges Herz flog ihm entgegen, dem kühnen, stolzen Sohn meines Landes, — aber,“ rief sie dann, die Hände vor dem heiligen Bilde ringend, „seine Hände sind befleckt mit Blut, — mit dem Blute Unschuldiger, — und voll Entsetzen schaudere ich vor seiner Berührung zurück, — seit ich weiß, wer er ist und wodurch er das Glück unserer Zukunft gründen will, — dieß Glück, das mir einst so süß — so verlockend erschien! —

„Und er,“ — sagte sie dann, den Kopf auf die gefalteten Hände stützend, — „er, der sanfte, fromme Fremde, — der mich so treu, so innig liebt, — der mir ein Loos voll Ehre und Glanz bietet, — liebe ich ihn? — ich weiß es nicht, — aber ich weiß, daß es ihm das Herz brechen wird, wenn er mich verliert, und daß ich lieber sterben, — o tausendmal lieber sterben möchte, — als ihm wehe zu thun.“

Leise rannen die Thränen über ihre Hände, lange blieb sie in stilles Gebet versunken auf den Knieen vor dem Madonnenbilde liegen, — endlich erhob sie sich —

aber von ihren Zügen war der Ausdruck des Grames nicht verschwunden, der wie ein grauer Schleier dieselben bedeckte, — die Madonna hatte ihr keine Antwort auf die bange Frage ihrer Seele gegeben.

Still und wie mechanisch entkleidete sie sich, löschte die Lampe aus und legte sich auf ihr Lager, — der Nachtwind rauschte in dem Weinlaub vor dem Fenster, und von fernher klangen die verworrenen Töne aus den belebteren Theilen der ewigen Stadt herüber.

Sechstes Kapitel.

Kaiser Napoleon hatte seine Sommerresidenz in St. Cloud bezogen und die pariser Journale, die der Opposition voran, hatten begonnen, sich sehr eingehend mit dem Gesundheitszustand des Kaisers zu beschäftigen, den sie als äußerst gefährlich darstellten.

Die guten Pariser, welche den Kaiser nicht sehen konnten, der sich in die Schatten der alten Bäume von St. Cloud zurückgezogen hatte, und welche gerade keine anderen Sensationsereignisse zu besprechen hatten, folgten der angegebenen Richtung, und alle Welt beschäftigte sich mit pathologischen Erörterungen über den Zustand des Kaisers, welche oft auf einen wissenschaftlichen Mediziner einen äußerst komischen Eindruck hätten machen müssen, deren Resultat aber doch das war, daß Seine Majestät Napoleon III. sich äußerst schlecht befinde, daß nach allen medizinischen Erfahrungen seine völlige Wiedergenesung fast unmöglich sei und daß deßhalb Frankreich

allen Grund habe, sich auf große Ereignisse vorzubereiten und Vorsorge zu treffen für den Fall, daß die Zügel der Regierung den Händen des Kaisers entfallen sollten, der sie bisher so fest und vorsichtig zugleich geführt hatte.

Man sprach davon, daß der kaiserliche Prinz schon mit seinem vierzehnten Jahre für majorenn erklärt werden solle — man sprach davon, daß der Prinz Napoleon an die Spitze eines Ministeriums treten werde, das erforderlichen Falls sich zugleich als Regentschaft konstituiren könne, — man sprach auch von einem ganz neuen Regentschaftsgesetz — kurz von allen möglichen Dingen, die sämmtlich von der gewissen Voraussetzung ausgingen, daß das Befinden des Kaisers ungemein schlecht und seine völlige Wiederherstellung fast unmöglich sei.

Die Einen bauten auf diese Voraussetzung Pläne großer Veränderungen, Pläne des Umsturzes der ganzen bestehenden Gesellschaft, während die Anderen, und namentlich die ruhigen Bürger von Paris, mit Schauder der Möglichkeit entgegensahen, daß das Abtreten des Kaisers von der Bühne des Lebens und der Politik jene trüben und gefährlichen Elemente wieder zur Geltung kommen lassen könnte, welche von ihm mit kräftiger Hand niedergeworfen und bis jetzt niedergehalten

waren. Mit eifriger Lebhaftigkeit riß man sich Abends auf den dichtgefüllten Boulevards um die Nummern der Journale, vergebens offizielle Bülletins über das Befinden des Kaisers suchend und die mehr oder weniger mysteriösen Mittheilungen kommentirend, welche die Blätter der verschiedenen Farben über diesen das allgemeine Interesse in hohem Grade beschäftigenden Gegenstand brachten.

Während auf diese Weise sich ganz Paris, und nach Paris ganz Frankreich, nach Frankreich endlich ganz Europa über des Kaisers Gesundheitszustand in Muthmaßungen ergingen, welche zugleich von der Börsenspekulation à la hausse und à la baisse benutzt wurden, befand sich Seine Majestät Napoleon III. an einem schönen, sonnigen Vormittage des 2. September in seinem auf den reservirten Garten des Schlosses von St. Cloud hinausgehenden Zimmer.

Der Kaiser trug ein Morgenkostüm von gleichfarbigem dunklem Sommerstoff. Er lag, den Kopf bequem auf ein länglich rundes Kissen gestützt, auf seiner Chaiselongue und rauchte eine seiner dunklen Cigarren von den feinsten Deckblättern der Havanna. Die Haltung des Kaisers schien anzudeuten, daß er die liegende Stellung auf seinem Ruhebett mehr aus behaglicher Bequemlichkeit als aus leidender Schwäche gewählt hatte. Auch

sein Gesicht, obgleich ein wenig bleich, zeigte den Ausdruck ruhiger Heiterkeit, und die Enden seines Schnurrbarts waren mit genauer Regelmäßigkeit zu gerade abstehenden, feinen Spitzen gedreht, ein Beweis, daß der Kaiser sich eben so körperlich wohl, als in guter Laune befand.

In einiger Entfernung von ihm saß an einem kleinen Tisch sein Kabinetschef, der Staatsrath Conti, welcher seit einiger Zeit zum römischen Fürsten ernannt war und den Titel Prinz von Conti führte, wodurch einer der vornehmsten und ältesten Namen der legitimen Monarchie zum großen Verdruß des Foubourg St. Germain wieder erstanden war.

Herr Conti hatte dem Kaiser die laufenden Sachen, welche zum Ressort des kaiserlichen Kabinets gehörten, vorgetragen und mit immer gleichmäßiger Ruhe und ohne daß der regelmäßige Ausdruck seines geistvollen, kalten und fast strengen Gesichts sich jemals veränderte, die Entscheidung notirt, welche der Kaiser in kurzen, meist sehr treffenden und präzisen Worten darauf ertheilte.

Dann hatte er aus einem Paket Zeitungen, die er von Paris mitgebracht, dem Kaiser alle die merkwürdigen, oft fast phantastischen Artikel, einen nach dem andern, vorgelesen, welche sich mit seinem Gesundheits-

zustande beschäftigten, woran sich Betrachtungen, Vermuthungen und Wünsche aller möglichen Art knüpften.

Napoleon hatte die Vorlesung aller dieser Artikel mit dem Ausdruck höchster Zufriedenheit angehört. Zuweilen blies er lächelnd kunstvolle blaue Ringe des feinen, aromatischen Dampfes seiner Cigarre in die Luft; zuweilen öffneten sich seine leichtgeschlossenen Augen zu einem heitern, fast schalkhaften Blick, und einige Male hatte er sogar zum großen Erstaunen des Staatsraths Conti hell und fröhlich aufgelacht.

Herr Conti hatte seine Lektüre beendet, faltete das letzte Zeitungsblatt zusammen und legte es vor sich hin zu den übrigen, indem er ruhig und erwartungsvoll zu dem Kaiser hinüberblickte.

„Ich danke Ihnen sehr, mein lieber Herr Conti," sagte der Kaiser, „daß Sie mir diese Kollektion von medizinischen Gutachten mitgebracht haben, Nelaton sollte sie studiren, das würde ihm vielleicht von großem Nutzen sein in der Behandlung meiner Krankheit. Wenn das noch einige Zeit so fortgeht und die Blätter sich derartig mit den Details meiner Person beschäftigen, so werde ich bei den Parisern in kurzer Zeit so populär werden, wie Mademoiselle Hortense Schneider, die Großherzogin von Gerolstein."

„Ich glaube nicht, Sire," sagte Herr Conti ernst,

„daß die Popularität der Großherzogin von Gerolstein diejenige sei, welche für den Kaiser der Franzosen, für den Beherrscher des ersten Reichs Europas zweckmäßig und angemessen sein kann.“

Der Kaiser that einige lange Züge aus seiner Cigarre, ohne auf Herrn Conti's Bemerkung zu antworten.

„Es würde mich gar nicht wundern,“ sagte er dann, still vor sich hinlächelnd, „wenn man in nächster Zeit meine anatomische Konstitution in Wachs bossirte und an allen Schaufenstern von Paris ausstellte, da könnten dann die Pariser mit diesen so lehrreichen Zeitungsartikeln in der Hand ihre Studien gleich durch den Augenschein betreiben.“

„Ich bin ein wenig erstaunt,“ sagte Herr Conti, „daß Eure Majestät diese Sache so leicht nehmen. Ich wollte gerade darauf aufmerksam machen, wie nöthig es sei, diesen beunruhigenden Gerüchten über Ihre Gesundheit ein Ende zu machen — sie erschüttern das Vertrauen in die Stabilität der Regierung und bestärken die Hoffnungen der Feinde des Kaiserreichs. Mir scheint es durchaus nöthig, daß den Blättern ernstlich verboten würde, sich mit allen diesen medizinischen Hypothesen zu beschäftigen, daß diesem Treiben durch die Veröffentlichung amtlicher Mittheilungen über Eurer Majestät

Gesundheit ein Ende gemacht werde, auch das Ausland und die fremden Höfe müssen durch diese alarmirenden Gerüchte beunruhigt werden, und auch dort werden die Gegner Frankreichs, durch solche Nachrichten ermuthigt, höher ihr Haupt erheben."

Der Kaiser richtete sich ein wenig empor, stützte sich auf den Ellenbogen und blickte aus seinen großen, geöffneten Augen wie erstaunt, aber immer heiter und ruhig zu Herrn Conti hin.

„Ich bin verwundert, wie ich Ihnen gestehen muß, mein lieber Freund," sagte er, „daß Sie daran denken können, diese angenehmen und nützlichen Nebelwolken zerstreuen zu wollen, hinter denen ich mich so behaglich fühle und welche mir so ausgezeichnete Dienste leisten."

„Daß Eure Majestät sich behaglich fühlen," erwiederte Herr Conti mit einem leichten Anklang von Verstimmung, „bemerke ich zu meiner großen persönlichen Freude. Worin aber die Dienste bestehen sollten, welche Ihnen durch die falschen Nachrichten über Ihren lebensgefährlichen Krankheitszustand geleistet würden, vermag ich nicht einzusehen. Die Opposition wird kühner, die Freunde und ergebenen Diener Eurer Majestät werden unsicher und muthlos, und allem Parteiehrgeiz wird das Feld geöffnet. Es scheint doch sogar, als ob Prinz

Napoleon, dessen ungeheuerliche Rede im Senat, wie Eurer Majestät ja bekannt ist, die Gelegenheit habe benützen wollen, um sich der öffentlichen Meinung als Minister, als Regent — ja vielleicht als noch mehr zu empfehlen, und das Journal des Debats, diese Fahne der unversöhnlichsten, wenn auch vorsichtigsten Gegner des Kaiserreichs, überschüttet den Prinzen mit reichem Lob für seine Angriffe gegen das Ministerium."

Immer heiterer, immer lächelnder blickte der Kaiser vor sich hin.

„Mein guter Vetter Napoleon," sagte er dann, — „hat zuweilen Anwandlungen von politischem Ehrgeiz, die ihn dann ein buntes Gemisch von geistvollen, aber unklaren Ideen und von excentrischen Tollheiten durcheinander sprechen lassen — man hat mir," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „eine allerliebste Anekdote erzählt. Ich glaube, daß sie wahr ist, aber wenn sie es nicht wäre, verdiente sie es zu sein: Der Prinz Napoleon dinirte vor einigen Tagen bei Emile de Girardin. Die Konversation, welche sehr zwanglos geführt wurde, kam auch auf die Politik und die Möglichkeiten der Zukunft, und plötzlich richtete der Prinz an Girardin die Frage: ‚Wenn der Zufall — wenn irgend welche Ereignisse mich zum Kaiser machen würden, was ich durchaus nicht wünsche und nicht erstrebe, was

würden Sie thun?‘ Und Emile de Girardin antwortete schnell, ohne sich zu besinnen: ‚Ich würde mich auf den nächsten Eisenbahnzug setzen und das Ende Ihrer Regierung in Baden-Baden abwarten.‘ — Nicht wahr, das ist sehr hübsch,“ sagte der Kaiser, herzlich lachend, während auch über die ernsten Züge des Staatsraths Conti ein leichtes Lächeln glitt — „die Anekdote bildet eine vortreffliche Ergänzung,“ fuhr der Kaiser dann ernster fort, „zu den Reden des Prinzen im Senat — und sie ist doch so gut und so pikant, daß ich Sie bitten möchte, für ihre möglichst weite Verbreitung durch die Presse Sorge zu tragen.“

Der Staatsrath machte mit seinem Crayon eine kurze Notiz auf den Rand des vor ihm liegenden Zeitungsblattes.

„Das wird sehr leicht sein,“ sagte er, „ein gutes Wort macht stets die Runde durch alle pariser Journale. Aber mit diesem Bonmot wird man keinen ernsten Schwierigkeiten entgegentreten und, Sire,“ fügte er hinzu, indem er den Kaiser scharf anblickte — „wenn die Anekdote vielleicht nur ben trovato wäre — wenn Emile de Girardin sie dementirte —“

„Emile de Girardin,“ fiel der Kaiser schnell ein, „dementirt keine geistreichen und pikanten Bemerkungen, die man ihm zuschreibt — selbst wenn er sie nicht ge-

macht hat. Lassen Sie die Sache immerhin die Runde machen, wenn sie in dem Munde aller Blätter sein wird, so wird Niemand mehr an eine ernste politische Rolle des Prinzen Napoleon denken.

„Nun aber in allem Ernst gesprochen,“ fuhr er fort, indem er sich aus seiner liegenden Stellung aufrichtete und, den Arm auf die Seitenlehne gestützt, auf seiner Chaiselongue sitzen blieb, — „in allem Ernst gesprochen, ich sehe in der That nicht ein, wie Sie etwas Bedenkliches in dieser so lebhaften Theilnahme der öffentlichen Meinung für meinen Gesundheitszustand finden können. Wäre ich wirklich krank, wäre mein Zustand wirklich bedenklich — so wäre das etwas Anderes — ich befinde mich aber gerade in diesem Augenblick ziemlich wohl, ich bin von körperlichen Schmerzen frei, und mein Geist ist im Stande, klar und kräftig zu arbeiten. Was kann es da für eine Gefahr haben, wenn die Pariser mich für todkrank halten? Sollten meine Gegner in Voraussetzung meiner Schwäche irgend etwas Ernstes zu unternehmen wagen, so werden sie,“ fügte er mit dem Ausdruck stolzer Energie hinzu, „zu ihrem Erstaunen und Schrecken empfinden, daß ich noch im Besitz meiner Kraft bin.“

„Eure Majestät lieben sonst,“ sagte der Staatsrath Conti, „die gewaltsamen Mittel nicht. Warum

sollte denn hier zunächst die Opposition wachgerufen und durch die Voraussetzungen Ihrer Krankheit zu lebhafter Thätigkeit aufgeregt werden, um nachher mit gewaltsamen Mitteln niedergeschlagen werden zu müssen?"

Der Kaiser blickte schweigend zu Boden.

„Vielleicht," sagte er halb leise, „würde auf diese Weise manche Maske fallen und manche Stellung klar werden — man würde Diejenigen erkennen, welche es treu mit dem Kaiserreich meinen. Doch," sagte er dann, indem er leicht den Kopf schüttelte, „dieß ist kein Gesichtspunkt, der mich bestimmt. Aber sprechen wir ein wenig von der allgemeinen Lage der Dinge nach Innen und nach Außen. Ich bin wirklich nicht recht klar darüber, was man thun soll. Alle meine Pläne für die auswärtige Politik sind gescheitert: In Spanien ist eine Regierung, die mir mehr feindlich als freundlich gesinnt ist, und welche ich wenigstens nicht in den Kreis meiner Berechnung hineinziehen kann. Wie ich mit Oesterreich daran bin, weiß ich nicht, und Sie erinnern sich, daß der Herzog von Gramont, als er im Mai dieses Jahres hier war, mir gesagt hat, daß Oesterreichs Mitwirkung bei irgend welcher Aktion vor dem nächsten Frühjahr unmöglich sei. Was bleibt mir zu thun, als abzuwarten und zu versuchen, mich mit Rußland so gut als möglich zu stellen, und die warme Liebe zwischen den

beiden verwandten Souveränen an der Spree und an der Newa so viel als möglich erkalten zu lassen!"

„Ganz gewiß," sagte Conti, zustimmend den Kopf neigend, „ist diese vorsichtig abwartende und vorbereitende Politik in der jetzigen Lage Europas die richtige."

„Und wenn ich nach Innen sehe," fuhr der Kaiser fort, „da ist selbst unter meinen besten Freunden eine Partei, welche mich zur Einführung eines liberalen konstitutionellen Regierungssystems drängt. Man will mir diesen Emile Ollivier zum Minister geben, vielleicht ist das ganz richtig, doch muß auch das vorbereitet werden, und zwar vorsichtig und klug vorbereitet werden. Emile Ollivier ist heute noch eine politische Persönlichkeit, er hat die 116 des tiers-parti hinter sich, — noch ist er nicht brauchbar für ein Kabinet. Wenn man liberale Reformen machen will, so muß man die Person, in deren Händen man die Regierung legt, vollständig in der Hand haben. Emile Ollivier muß isolirt werden, er muß mit seiner eigenen Partei zum Bruch gebracht sein, wenn er mir nützlich werden soll. Er muß fühlen und empfinden, daß er nirgends eine Stütze mehr hat, als in dem Kaiserreich und meinem Willen, dann allein wird er geeignet sein, die Zwecke zu erreichen, zu deren Erfüllung ich ihn benutzen möchte — nämlich mit einer konstitutionellen Regierung Etalage

zu machen und dabei doch die scharf konzentrirten Fäden der persönlichen Regierung selbst in der Hand zu behalten, ohne welche die Franzosen überhaupt nicht zu regieren sind. Aber auch dazu bedarf ich Zeit, — viel Zeit vielleicht."

„Ich bin auch in diesem Punkt," sagte der Staatsrath Conti, „mit Eurer Majestät vollkommen einverstanden."

„Nun aber," sprach der Kaiser weiter, indem ein listig blinzelnder Blick aus den Winkeln seines Auges auf seinen Kabinetschef hinüberstreifte, „wissen Sie selbst, mein lieber Staatsrath, wie wenig die Franzosen geneigt sind, zu warten, wie sehr sie stets nach irgend einem Ereigniß verlangen, das ihnen Gelegenheit gibt, zu sprechen, zu diskutiren, sich ein wenig zu streiten. Wenn ich nun warten muß," fuhr er fort, „meine guten Franzosen aber keine Neigung zum Warten haben, so muß ich ihnen doch wohl einen annehmbaren Grund geben, der ihnen die Unthätigkeit in der inneren und äußeren Politik erklärt, und ihnen zugleich Gelegenheit zur Konversation und zu politischen Konjunkturen gibt — könnte ich da einen bessern Grund finden," sagte er, sich lächelnd die Hände reibend, „als meine Krankheit? Wenn ich so krank bin, wie die Pariser sich erzählen, so kann ich doch unmöglich Politik machen weder nach

Außen noch nach Innen, und man wird mir wohl ohne Vorwurf die Zeit zum Abwarten lassen müssen, um so mehr, da man ja die schönste Gelegenheit hat, sich in Vermuthungen und Plänen für den Fall meines Todes zu ergehen, welche zugleich auch für mich ungemein lehrreich sind, da sie mich erkennen lassen, was in einem solchen Fall von den verschiedenen Seiten wohl geschehen möchte. Seien Sie überzeugt, mein lieber Staatsrath, daß ich schon wieder gesund werden will, wenn der Augenblick gekommen sein wird, in welchem ich einen Entschluß zu fassen die Möglichkeit haben werde."

Ganz erstaunt sah der Staatsrath Conti den Kaiser an.

„Ich kann der Anschauung Eurer Majestät," sagte er, „nicht vollständig widersprechen, indeß scheint mir das Mittel, das Sie anwenden, Sire, ein wenig gewagt, vielleicht zu gewagt, um eine nothwendig gewordene zeitweilige Unthätigkeit zu maskiren. Es hätten sich ja vielleicht harmlosere Gegenstände finden lassen, die öffentliche Meinung zu beschäftigen, als die fortwährende Diskussion der ernstesten und verhängnißvollsten Katastrophe, welche das Kaiserreich in diesem Augenblick treffen könnte — zudem," fuhr er fort, „wird auch dieses Mittel nicht mehr ausreichen, denn man beginnt sich bereits mit den politischen Fragen wieder zu

beschäftigen, und gerade die Annahme einer schweren Krankheit Eurer Majestät wird eine neue Waffe in den Händen der Gegner des persönlichen Regiments werden.“ —

„Sie bringt aber auch Denjenigen,“ fiel der Kaiser ein, „welche Ordnung, Ruhe und gesicherten Besitz verlangen und zugleich die Macht und Größe Frankreichs im Herzen tragen, recht klar vor Augen, was sie an mir haben, und wie sehr ihr Interesse erfordert, mich und meine Regierung zu stützen. Doch seien Sie ruhig,“ sprach er abbrechend weiter, „dieser Gegenstand, welcher Sie so beunruhigt und welcher mich, wie ich wohl sagen kann, so sehr amüsirt hat, soll bald von der Tagesordnung verschwinden. Ich werde allmälig wieder gesund werden und mich meinen getreuen Parisern zeigen. Leider,“ sagte er seufzend, indem plötzlich ein schmerzlicher Ausdruck seine Züge verdüsterte, „leider muß, wie meine Krankheit übertrieben wurde, auch meine Genesung halb fingirt sein, denn so ganz erholen kann ich mich doch noch immer nicht, und es wird mir fast unmöglich sein, nach Chalons zu gehen. Ich habe bereits meine Dispositionen getroffen, daß das Lager daselbst stillschweigend und ohne Aufsehen wieder aufgehoben werde. Darum aber soll es den Parisern doch nicht an Gegenständen der Konversation fehlen — und zwar

an einem Gegenstande, der sie nach allen Richtungen hin lebhaft beschäftigen wird, der pikant sein soll und zugleich der nationalen Eitelkeit nicht wenig schmeicheln wird."

Conti blickte den Kaiser fragend an.

„Spricht man in Paris," fragte Napoleon, „von der Einweihung des Suezkanals und von den Einladungen, welche der Vizekönig von Aegypten zu der Feierlichkeit an alle Souveräne erlassen hat?"

„Wenig oder gar nicht, Sire," erwiederte der Staatsrath, „so viel ich gehört habe. Die Sache ist doch in der That von zu untergeordnetem Interesse, wenn alle Gedanken von der Krankheit Eurer Majestät und von den Konsequenzen erfüllt sind, welche dieselbe haben könnte."

„Es wäre aber immerhin gut," sagte Napoleon, „wenn man darüber sprechen würde, denn die Sache kann doch sehr interessant und politisch wichtig werden, die persönliche Begegnung von Souveränen —"

„Wird wenig Theilnahme erregen, wenn man weiß, daß Eure Majestät nicht in der Lage sind, dort hinzureisen, und daß also die übrigen Souveräne, welche dort erscheinen möchten, höchstens Verabredungen treffen könnten, bei denen die Interessen Frankreichs nicht in Betracht gezogen werden möchten."

„Warum nicht?" sagte der Kaiser. „Mir wird allerdings meine Gesundheit schwerlich erlauben, dorthin zu gehen, um aus der alten egyptischen Weisheit," fügte er lächelnd hinzu, „neue Lehren für meine Regierung zu schöpfen — auch möchte ich, wenn ich gesund wäre, Frankreich gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht verlassen — les absents ont tort, — sagt unser altes Sprüchwort mit Recht. Aber," fuhr er dann fort, „wenn ich auch selbst an den Nil zu reisen verhindert bin, so scheint mir doch die Sache zu wichtig und bedeutungsvoll, als daß Frankreich dabei unvertreten sein könnte."

„Eurer Majestät Botschafter," — sagte Herr Conti, der noch immer den Uebergang des Kaisers auf dieses Geschäftsthema nicht recht zu begreifen schien, — „wird, wenn andere Mächte durch ihre Souveräne selbst vertreten sind, schwerlich im Stande sein, den Rang, der Frankreich gebührt, genügend zu behaupten."

„Mein Botschafter," sagte der Kaiser, — „daran allerdings ist nicht zu denken. Aber warum ein Botschafter? Wenn die Kaiserin nach Kairo ginge —"

Der Staatsrath Conti machte eine rasche Bewegung auf seinem Stuhl. Ein eigenthümlicher, verständnißvoller Blick leuchtete in seinen Augen auf.

„Die Kaiserin!“ rief er, — „in der That, wenn Ihre Majestät sich entschließen würde —“

„Glauben Sie nicht,“ fragte Napoleon, „daß die Kaiserin Frankreich würdig vertreten könne?“

„So würdig als nur irgend möglich,“ erwiederte der Staatsrath lebhaft, „ja, glänzender vielleicht als Eure Majestät selbst. Denn wenn auch der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen wirklich nach Egypten gingen, wie man vor einiger Zeit verkündigte, so würde Ihre Majestät ohne alle Diskussion schon als Dame den ersten Rang behaupten und den Mittelpunkt der fürstlichen Versammlung bilden.“

„Nicht wahr,“ sagte der Kaiser in heiterem Ton, indem er sich vergnügt die Hände rieb, als freue er sich, daß sein Gedanke von dem Staatsrath richtig verstanden sei, „nicht wahr, die Idee ist gut? Und glauben Sie nicht,“ fuhr er fort, „daß eine Reise der Kaiserin nach Egypten ganz Paris und ein wenig auch die ganze Welt beschäftigen wird? Denken Sie an alle Details der Reise, an die Toilettenfragen und Alles, was damit zusammenhängt.“

„Vortrefflich, vortrefflich!“ rief Conti, „das ist ein reicher und stets neuer Stoff, der sich nicht so schnell erschöpft — wenn Ihre Majestät die Kaiserin sich ent-

schließen kann, eine so weite und anstrengende Reise zu unternehmen."

„Ich zweifle nicht daran," sagte der Kaiser mit einem eigenthümlichen Lächeln, „die Nerven der Damen sind sehr stark für gewisse Dinge, und eine Reise nach dem Land der Pyramiden, bei der man noch Konstantinopel, den Sultan, die märchenhaften Geheimnisse des Serails besuchen kann, bei der eine Pilgerfahrt nach Jerusalem sich darbietet, das Alles sind Dinge, welche die Nerven der zartesten Dame sofort unzerstörbar, zäh und kräftig machen können. Außerdem," fuhr er ernster fort, „hat die Sache noch in anderer Beziehung ihre Vorzüge. Es wird sehr nützlich sein, wenn ich die Reformen, welche in der inneren Regierung Frankreichs nöthig werden könnten, in tiefer Ruhe und ganz allein vorbereiten kann, während Aller Blicke sich in die weite Ferne richten. Auch die Verhältnisse im Orient," fuhr er, mehr zu sich selbst als zu Conti sprechend, fort, „müssen ein wenig geleitet und gelenkt werden, und zwar so, daß ich nicht unmittelbar persönlich engagirt werde. Der Konflikt zwischen dem Sultan und dem Vizekönig ist ein Funke, den man nicht völlig erlöschen lassen darf. Unter gewissen Voraussetzungen," sagte er mit starren, weitgeöffneten Augen vor sich hinblickend, „kann ein Brand im Orient Rußland gebieterisch ver=

hindern, seine Kräfte nach anderer Seite hin zu gebrauchen, und dort liegt auch der Punkt, in welchem es allein möglich ist, wenn es sein muß, die Interessen Frankreichs mit denen Rußlands zu vereinigen, und in Petersburg unsererseits mehr zu bieten, als man in Berlin geben kann."

Er versank einige Augenblicke in ein schweigendes Nachdenken.

„Doch das sind Gesichtspunkte," sagte er dann, „die man später in Betracht ziehen muß. Für's Erste also," fuhr er wieder ganz heiter fort, „hoffe ich die Bedenken und Besorgnisse, welche Sie mir vorher aussprachen, vollkommen zu beseitigen, wenn ich Sie bitte, dafür Sorge zu tragen, daß von nun an täglich kurze Notizen in den Regierungsblättern erscheinen, welche mein Befinden immer besser und besser darstellen. Ich werde in kurzer Zeit dann selbst nach Paris kommen, die Pariser werden mich sehen und ihre pathologische Theilnahme an meinem Gesundheitszustand wird aufhören. Zu gleicher Zeit muß eine kurze Andeutung über die Möglichkeit einer Reise der Kaiserin nach Egypten der öffentlichen Meinung gegeben werden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieselbe sich dieses Gegenstandes schnell bemächtigen und sich nach kurzer Zeit mit demselben ausschließlich beschäftigen wird."

„Zuverlässig, Sire," rief Herr Conti, indem er mit zufriedener Zustimmung mehrere Male den Kopf neigte, — „zuverlässig wird dieß sogleich ein Gegenstand ausschließlichen Interesses für die Pariser werden, und ich muß Eurer Majestät aufrichtig gestehen, daß ich damit viel zufriedener bin. Denn trotz Allem, was Sie die Gnade hatten, mir zu sagen, vermag ich doch mein Bedenken nicht zu unterdrücken über die Konsequenzen und Konjekturen, die man an Eurer Majestät Krankheit knüpft."

Bevor der Kaiser antwortete, meldete der Kammerdiener den Prinzen Napoleon.

Der Kaiser winkte zustimmend mit der Hand, trat dann zu Conti heran und sagte, indem er ihm freundlich lächelnd auf die Schulter klopfte:

„So lassen Sie mich denn gesund werden, aber überstürzen Sie meine Rekonvalescenz nicht, damit wir keinen Rückfall nöthig haben."

Conti, der sich ebenfalls erhoben hatte, packte seine Papiere und Zeitungen zusammen, ergriff ehrerbietig die Hand des Kaisers, die dieser ihm mit freundlicher Herzlichkeit reichte, und verließ das Kabinet.

Fast unmittelbar darauf trat der Prinz Napoleon ein. Er trug einen schwarzen Ueberrock, die große Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, einen hohen schwarzen

Cylinderhut in der Hand. Sein Kopf, der mit dem kurzen Halse fast unmittelbar auf den Schultern ruhte zeigte in dem scharf antiken Schnitt seiner Züge, der hoch gewölbten Stirn, dem stark vorspringenden Kinn, dem kurzen, schwarzen Haar eine frappirende Aehnlichkeit mit Napoleon I., seinem Oheim, und auch die kurz gedrungene, volle Gestalt, sowie die schön geformten Hände erinnerten an den siegreichen Cäsar, welcher der Familie des korsischen Advokaten den Weg zu dem ersten Thron der Welt gebahnt hatte; nur das unstät blickende Auge, der finstere, dabei unruhige und fast hämische Zug, welcher um die Lippen des Prinzen zuckte, die Hast in seinen Bewegungen thaten dieser Aehnlichkeit Eintrag und verzerrten sie zuweilen bis zur Karrikatur.

Heute strahlte das Gesicht des Prinzen von freudiger und stolzer Befriedigung, aus seinen Augen leuchtete siegesgewisse Zuversicht, und mit größerer Herzlichkeit als sonst eilte er zu dem Kaiser hin, der ihm freundlich die Hand entgegenstreckte.

„Ich bin glücklich,“ rief der Prinz lebhaft, „Dich so wohl zu finden; obgleich ich Dich erst neulich gesehen habe und besser unterrichtet bin, so kann ich doch nicht leugnen, daß alle diese fortwährend in den Zeitungen wiederholten Mittheilungen über Deinen gefährlichen Krankheitszustand etwas Beunruhigendes haben, so daß

ich an jedem Morgen, wenn ich die alarmirenden Notizen lese, mich der Furcht nicht erwehren kann, es könne doch etwas daran wahr sein.“

„Ich habe soeben angeordnet,“ erwiederte der Kaiser, indem er sich wieder auf seine Chaiselongue niederließ, „daß man mich auch in der Presse so gesund werden lassen soll, wie ich es, Gott sei Dank, in der That bin. Du hast einen großen Erfolg gehabt,“ sagte er dann, indem er auf einen Lehnstuhl an seiner Seite deutete, in den sich der Prinz mit einer raschen Bewegung niedersinken ließ und zugleich den Mund einen Augenblick mit der Hand bedeckte, um ein krampfhaftes, nervöses Gähnen, das ihn von Zeit zu Zeit befiel, zu verdecken — „Du hast einen großen Erfolg gehabt mit Deiner Rede im Senat, und die Artikel über diesen Gegenstand verdrängen in den Journalen fast die Exposés über meinen Krankheitszustand.“

„Nicht ich habe diesen Erfolg gehabt,“ rief der Prinz Napoleon lebhaft, „sondern die Sache, über die ich gesprochen. Die allgemeine Meinung,“ fuhr er fort, „verlangt nach einer freien, nach einer konstitutionellen Regierungsform, und der Erfolg, den meine Rede gehabt hat, liegt nur darin, daß das einmal klar und bestimmt ausgesprochen worden, was so Viele denken und in sich tragen, ohne daß sie es wagen, es laut in

Worte zu kleiden, und darin," fuhr er fort, „daß gerade ich es war, der diesen Gedanken ausgesprochen hat, ich, Dein Vetter, ein Prinz Deines Hauses — daß man also glaubt, die Gedanken, denen ich Ausdruck gab, seien von Dir gebilligt und Frankreich werde in Kurzem in einer liberalen Verfassung die Garantie seiner Freiheit erhalten."

Ein eigenthümliches Lächeln flog einen Augenblick über das Gesicht des Kaisers, er beugte den Kopf herab, als wolle er den Ausdruck seines Gesichts dem scharfen, forschenden Blick seines Vetters entziehen, und sagte dann:

„Du bist in Deiner Rede etwas tief in die Details eingegangen — es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Du das vermieden und Dich mehr auf das Aussprechen allgemeiner Prinzipien beschränkt hättest."

„Und warum das?" fragte der Prinz, indem er den Kopf zurückwarf und die Augenbrauen zusammenzog, „warum das? Wer Prinzipien aufstellt, hat zugleich die Pflicht, darzulegen, wie er sich deren Ausführung denkt, denn ohne eine solche Darlegung bleibt die Aufstellung allgemeiner Grundsätze nur zu leicht auf das Gebiet der leeren Phrase beschränkt. Mit Phrasen ist das französische Volk heute nicht mehr zufrieden," fügte er mit einer gewissen Schärfe im Ton hinzu, „Phrasen

hat man schon zu lange gehört, ohne daß etwas Thatsächliches darauf gefolgt wäre.“

Der Kaiser schwieg einige Sekunden.

„Du hast vorhin selbst gesagt,“ sprach er dann, „daß Deine Rede eine ganz besondere Wirkung hervorgebracht habe, weil sie gerade von Dir gehalten sei und weil man meine Zustimmung zu Deinen Aeußerungen voraussetzen zu dürfen glaube. Gerade deßhalb wäre es vielleicht besser gewesen, wenn Du Dich auf allgemeine Grundsätze beschränkt hättest, denn in Bezug auf diese stimme ich allerdings, wie Du weißt, vollkommen mit Dir überein. Was die Ausführung betrifft, so ist da noch sehr viel zu überlegen. Ich kann nichts thun, ohne meine Rathgeber zu hören, ohne nöthigenfalls andere Rathgeber gefunden zu haben, und wenn die öffentliche Meinung durch Deine Rede auch in Betreff der Details in der Durchführung der künftigen Reform bereits voreingenommen ist, so wird dadurch mir und meiner Regierung bis zu einem gewissen Punkte die Freiheit des Handelns erschwert.“

„Wenn man zur Durchführung eines großen Grundsatzes, wie derjenige der konstitutionellen Freiheit, entschlossen ist,“ rief der Prinz, indem sich seine Augenbrauen zu einer finstern Falte über seiner Nasenwurzel zusammenzogen, „dann kann man über die Ausführung

kaum verschiedener Ansicht sein. Diese Ausführung muß eine ehrliche, vollständige und schnelle sein, wenn sie überhaupt irgend welchen Werth haben soll. Es gibt heutzutage fast keine Regierung, welche die konstitutionelle Freiheit nicht als ihr leitendes Prinzip aufstellt. Es gibt aber allerdings," fuhr er mit einem kurzen, höhnischen Lachen fort, „eine Art der Ausführung dieses Prinzips, welche dasselbe vollständig in sein Gegentheil verkehrt."

„Eben deßhalb," sagte der Kaiser vollkommen ruhig, „weil, wie Du mit Recht sagtest, die Ausführung allein das Wesen konstitutioneller Reformen bedingt, muß dieselbe um so ruhiger und objektiver berathen werden, und um so mehr wäre es besser gewesen, wenn die öffentliche Meinung nicht in Betreff gewisser Punkte schon präokkupirt worden wäre. Es ist dieß um so bedenklicher in einem Augenblick, in welchem alle Welt glaubte, daß ich sehr gefährlich krank sei, und in welchem man an manchen Orten bereits die Durchführung jener Reformen in die Zeit nach meinem Tode zu verlegen geneigt wäre."

Der Prinz bedeckte abermals einen Augenblick seinen Mund mit der Hand.

„Wenn dieß der Fall gewesen sein mag," sagte er dann, „so wird man Deine Wiedergenesung um so

freudiger begrüßen, wenn Du zur Feier derselben den Franzosen das gewährst, wonach sie so lange sich sehnten —"

„Doch müssen dazu," fiel der Kaiser mit einer gewissen Strenge in seiner Stimme ein, „die Erwartungen nicht auf ein Mehr gerichtet werden, als ich zu erfüllen im Stande bin."

Eine dunkle Röthe stieg in dem gelblich blassen Gesicht des Prinzen auf. Seine Lippen bebten leicht, und aus seinen Blicken schoß ein Strahl jenes unruhigen, zitternden Feuers, das seiner Erscheinung so oft etwas Unheimliches und Beunruhigendes gab.

„Auf mehr, als Du zu gewähren im Stande bist," rief er, „das verstehe ich nicht! Würdest Du denn in den Punkten, die ich in meiner Rede berührt habe, ein solches Mehr finden können?"

„Ich habe Dir bereits bemerkt," erwiederte der Kaiser immer in demselben Ton und derselben gleichmäßigen ruhigen Haltung, „daß die Ausführung konstitutioneller Reformen in das bisher einheitliche und persönliche, konzentrirte Regierungssystem eine Sache von großer Wichtigkeit ist, die eingehende Berathungen mit meinen Ministern — vielleicht längere Verhandlungen mit Denjenigen nöthig macht, die ich an deren Stelle setzen will. Ich kann deßhalb nicht sagen, daß das, was

Deine Rede in Aussicht stellte, zu viel ist — aber es könnte zu viel sein, es könnte mehr sein, als der Rath erfahrener und erprobter Freunde mir zu gewähren empfehlen möchte — und dann würde ich mich in einer peinlichen Lage befinden, in einer noch peinlicheren aber vielleicht Diejenigen, in deren Hand ich die künftige Reform legen möchte — sie würden statt einer freudigen, dankbaren Zustimmung sich dem Mißvergnügen unerfüllter Erwartungen gegenüber befinden."

„Aber um Gottes willen," rief der Prinz, „der Begriff einer konstitutionellen Regierung ist doch ein sehr klarer und bestimmter, und von denjenigen Punkten, von welchen ich gesprochen habe, läßt sich doch so leicht keiner beseitigen, wenn überhaupt vom verfassungsmäßigen Staatsleben die Rede sein soll."

Der Kaiser ließ langsam die langen Spitzen seines Schnurrbarts durch die Finger gleiten.

„Ich bin im Augenblick nicht vorbereitet," antwortete er, „in eine Diskussion über einzelne Punkte einzutreten. Indeß scheint mir, daß durch die Ausführung Deiner Rede die Erwartung erregt worden ist, als gehöre in das Programm einer künftigen reformatorischen Regierung auch die Theilnahme der konstitutionellen Faktoren an der auswärtigen Politik und der Entscheidung über Krieg und Frieden und — — —"

„Ist," rief Prinz Napoleon heftig, „ein konstitutionelles Staatsleben ohne eine solche Mitwirkung denkbar? Soll die Vertretung des Volks nur tagen, um für das innere Leben der Nation Gesetze zu machen, welche am Ende tüchtige Juristen eines absoluten Regiments eben so gut zu Stande bringen würden? Soll dieser Vertretung jeder Einfluß entzogen werden auf diese hochwichtigen Beziehungen zu anderen Nationen? Soll das Volk gezwungen werden, die ungeheuren Opfer und Lasten großer Kriege zu tragen, ohne zu wissen, warum dieselben geführt werden, ohne die Möglichkeit, zu deren Verhinderung seine Stimme zu erheben?"

„Ich glaube, das sind Theorieen," sagte der Kaiser mit seiner unzerstörbaren Ruhe, indem seine Stimme fast den Ton phlegmatischer Gleichgültigkeit annahm. „Eine Diplomatie, welche an eine Mitwirkung konstitutioneller Versammlungen gebunden ist, gleicht einem an seine Stange gefesselten Adler, der sich nicht zu freier Höhe und zu kühnem Fluge aufschwingen kann —"

„Der aber auch gesichert ist," fiel der Prinz ein, „vor tollkühnen Unternehmungen, bei denen er zu Grunde geht —"

„Eine solche Diplomatie," fuhr der Kaiser, den Ausruf des Prinzen überhörend, fort, „muß unthätig

und erfolglos werden, wie uns das Beispiel Englands deutlich vor Augen führt, dessen Einfluß in Europa fast schon auf Null herabgesunken ist. — Glaubst Du, daß unser Oheim," sprach er dann, den Blick auf seinen Vetter richtend, „seine glänzenden Siege erfochten hätte, wenn er zu seinen Kriegen vorher die Erlaubniß der Kammer hätte nachsuchen müssen?"

„Gewiß aber hätte er," rief der Prinz, „auch jenen gigantischen Fehler des Feldzugs nach Rußland nicht begehen können, sein Thron wäre nicht zusammengebrochen und Du hättest nicht nöthig gehabt, denselben mit so vieler Mühe wieder aufzurichten."

„Der Kaiser hätte seinen Thron erhalten," erwiederte Napoleon, „wenn er im Unglück seinem alten System treu geblieben wäre. Indem er im Augenblick der Gefahr den Konstitutionalismus wieder in's Leben rief, band er sich die Hände und wurde, wie einst Simson, verrätherischerweise seinen Feinden ausgeliefert. Nein, nein, mein Freund," fuhr er in einem gutmüthigen, aber überlegenen Ton fort, wie etwa ein erfahrener Mann ein Kind belehrt, „über Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege, über die Finanzen und Steuern mögen die konstitutionellen Versammlungen debattiren und Reden halten, die auswärtige Politik und das Recht über Krieg und Frieden gebe ich nicht

aus den Händen — das muß ihnen entzogen bleiben, wenn nicht Frankreich unter den Mächten Europas wieder so tief herabsinken will, als dieß unter dem traurigen Kammerregiment Louis Philipp's der Fall war."

„Nun," rief der Prinz flammenden Blicks, „bisher haben ja die Kammern wahrlich keinen Einfluß auf Deine Politik und Deine Kriege gehabt, und man kann wahrlich eben nicht sagen," fügte er mit bitterem Hohn hinzu, „daß Frankreich an Achtung und Furcht bei den europäischen Mächten gewonnen habe. Hätte die öffentliche Meinung durch das Organ der Volksvertreter Gelegenheit gehabt, sich bei der übereifrigen Thätigkeit gegen Mexiko und bei der verhängnißvollen Unthätigkeit im Jahre 1866 geltend zu machen, so stände Frankreich, scheint mir, heute auf einer stolzeren Höhe, als dieß jetzt leider der Fall ist."

„Hat die auswärtige Politik Fehler gemacht," erwiederte der Kaiser kurz und fest, „so wird sie dieselben zu verbessern wissen. Dieß aber würde ihr niemals gelingen, wenn sie in der Ausführung ihrer Pläne, in der Wahl der Mittel und Gelegenheiten an die indiskrete und von ephemeren Parteirücksichten geleitete Mitwirkung der Kammern gebunden wäre."

„So soll also," rief der Prinz aufspringend, „diese

ganze konstitutionelle Reform nur ein Spielwerk, nur ein Komödie sein? So willst Du mich desavouiren, während ich nach Deinen früheren Aeußerungen hoffen durfte, daß Du einen großen Theil dieses reformatorischen Werkes in meine Hände legen würdest, daß ich, — was das Recht meines Namens und meines Blutes ist, — endlich berufen sein würde, an der Entwicklung der Geschicke meiner Nation mitzuwirken?

„Du brauchst harte Ausdrücke," sagte der Kaiser, „und gehst von Voraussetzungen aus, welche mir nicht in den Sinn gekommen sind."

„Ich gehe von der Voraussetzung aus," sagte der Prinz, dessen ganze Gestalt vor Erregung zitterte, während er nur mühsam einen heftigen Ausbruch des in ihm kochenden Zorns zurückhielt, „ich gehe von der Voraussetzung aus, daß Du noch länger gar nichts thun wirst, und das, was endlich geschehen möchte, nur ein verstümmeltes Zerrbild politischer Freiheit sein wird. Unter dieser Voraussetzung ist mein Auftreten, meine Rede im Senat nur ein leeres Strohfeuer. Und doch," rief er heftig, mit dem Fuß auftretend, „hat dieses Feuer schon gezündet, genug hat es überall die Geister entflammt, und man hat mich heute um die Erlaubniß gebeten, meine Rede in fünfmalhunderttausend Exemplaren drucken und verbreiten zu lassen."

„Das würde mir nicht angemessen erscheinen," sagte der Kaiser, „dadurch würde nur noch mehr die öffentliche Meinung voreingenommen, noch mehr der so nothwendigen ruhigen Erwägung und den Entwickelungen der Sache vorgegriffen."

„Gut denn," rief der Prinz, indem er mit einer ungestümen Bewegung den Hut ergriff, den er auf einen Tisch neben sich gestellt hatte, „gut denn, desavouire mich! Thu', was Du willst, aber verlange nicht, daß ich mich ferner um diese nebelhafte Politik kümmern soll, in welcher der Kompaß eines gesunden Menschenverstandes keinen Weg mehr finden kann. Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubniß," sprach er mit rauher Stimme, indem er sich gerade aufgerichtet vor den Kaiser hinstellte, „auf Reisen zu gehen. Ich werde mich auf meine Yacht zurückziehen und etwas in die See fahren, dort kann wenigstens ein fest geführtes Steuer den Kurs halten, hier auf dem Meer der Politik ist das nicht möglich. Hier muß das Schiff, das unser Aller Zukunft trägt, endlich an den Klippen zerschellen."

„Mein Kind," sagte der Kaiser sanft, indem er die Hand auf die Schulter des Prinzen legte, „Du hast wieder einmal Deine böse und unartige Laune. Aber reise immerhin, es wird Dir gut thun, es wird Dich abkühlen, es wird Dir die Muße zu ruhigem Nach-

denken geben und Du wirst einsehen, daß ich Recht habe. Kreuze im Kanal, wenn Du willst, aber entferne Dich nicht zu weit, ich könnte Deiner bedürfen, und ich glaube, wir werden uns doch noch über die Reformen verständigen, über welche Du jetzt so abweichende Ansichten hast."

Er blickte mit groß geöffneten Augen dem Prinzen liebevoll in das Gesicht.

„Leb' wohl," rief der Prinz, „ich wollte, mein Verstand könnte ebenso mit Dir übereinstimmen, wie mein Herz Dir in Liebe und Ergebenheit gehört."

Er öffnete die Arme, drückte den Kaiser einen Augenblick an seine Brust und ging dann schnell hinaus.

Der Kaiser sah dem Prinzen lange nach.

„Er ist eine ungestüme, unregelmäßige und unlenksame Natur, vielleicht sollte ich strenger gegen ihn sein, — aber — er ist von rein napoleonischem Blut — das entwaffnet mich," sprach er mit einem leisen Seufzer, „und dann leistet er mir bisweilen gute Dienste, durch ihn kann ich meine Ballons d'essay aufsteigen lassen. Dießmal thut er mir fast leid — aber er hat es sich selbst zuzuschreiben. Warum ist er weiter gegangen, als ich ihm erlaubt habe — ich will in dem Senatkonsult im Allgemeinen reformatorische Prinzipien aufstellen, mir aber die Hand in Betreff der Ausführung völlig frei

halten. Die kleine Reise kompromittirt ihn nicht, und wenn es zweckmäßig sein sollte, kann ich ihm ja immer noch eine Rolle bei der Ausführung meiner Reformen reserviren. Ich würde ihn mehr noch an den Geschäften theilnehmen lassen, aber," fuhr er fort, indem sein Gesicht sich verdüsterte, „das ist nicht ohne Gefahr; er ist mir ergeben, aber wenn er einen Theil der Regierungsfäden in Händen hielte, wenn er eine ernsthafte Partei um sich versammelte, so habe ich keine Garantie, daß er nicht eines Tages, wenn ich nicht mehr da bin, für sein Blut den Vorrang in Anspruch nimmt vor dem meines Sohnes. Und das darf nicht sein — ich habe diesen Thron aufgerichtet, das zweite Kaiserreich ist mein, und es soll das Erbe meines Sohnes bleiben. In meiner Familie soll es keine Orleans geben. Doch nun," sprach er nach einigen Augenblicken ganz heiter, „will ich ein wenig diese egyptische Angelegenheit vorbereiten, damit die Pariser sich, statt von meinen Rheumatismen und Neuralgieen, eine Zeitlang von den Pyramiden, Obelisken und Sphinxen unterhalten — die Sphinxe," sagte er vergnügt vor sich hin lächelnd, „welche einst die Erfinder der Räthsel waren, die man den Völkern zu rathen gibt, und damit zugleich das Geheimniß lehrten, wie man regieren müsse."

Er bewegte die Glocke und fragte den eintretenden Kammerdiener:

„Ist die Kaiserin in ihrem Zimmer?"

„Ihre Majestät," erwiederte der Kammerdiener, „promenirt in der Kastanienallee."

„Wer ist bei ihr?" fragte der Kaiser.

„Die Damen vom Dienst und der Vicomte von Laguerronnière."

„Der Vicomte von Laguerronnière?" fragte der Kaiser betroffen.

„Der Herr Vicomte wollte sich bei Eurer Majestät melden," sagte der Kammerdiener, „als er aber hörte, daß der Staatsrath Conti noch da sei, hatte er zunächst gebeten, Ihrer Majestät der Kaiserin seinen Respekt bezeigen zu dürfen."

„Rufen Sie den General Favé," sagte der Kaiser.

Einige Augenblicke darauf trat der dienstthuende Adjutant, Brigadegeneral Favé, ein kleiner, beweglicher Mann mit scharf geschnittenem Gesicht und kleinem schwarzem Schnurrbart, ein.

Der Kaiser ergriff einen leichten Sommerhut, gab dem General den Arm und schritt der Thür zu, um sich in den Garten zu begeben.

Siebentes Kapitel.

Der Kaiser stieg in den Garten hinab und begab sich durch die Blumenanlagen neben dem Schloß nach der großen schattigen Kastanienallee.

In dem grünen Helldunkel dieser alten Bäume erblickte man nicht weit vom Eingang Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie in einem kurz aufgeschürzten Kostüm von weißem Piqué mit kleinen blauen Veilchen durchwebt. Die Kaiserin trug auf dem einfach frisirten, röthlich blonden Haar einen breitrandigen Hut von florentinischem Strohgeflecht mit violetten Bandschleifen garnirt. Sie stützte sich leicht auf einen hohen, schlanken Stock von spanischem Rohr mit fein geschnitzter Elfenbeinkrücke und unterhielt sich lebhaft mit zwei Herren, welche zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken neben ihr hergingen, während die Damen vom Dienst, die Gräfin von Poèze, die Gräfin von Lourmel und die Vorleserin Ihrer

Majestät, Fräulein von Marion, in der Entfernung weniger Schritte nachfolgten.

Zur Rechten der Kaiserin ging der Vicomte von Laguerronnière, der Gesandte Frankreichs am belgischen Hof in Brüssel, ein großer Mann von sechs- bis siebenundfünfzig Jahren, breit und etwas schwerfällig von Gestalt, aber elegant und hofmännisch gewandt in seinen Bewegungen und in dem bewegten und ausdrucksvollen Mienenspiel seines bleichen, geistig belebten Gesichts mit den scharf blickenden, etwas unruhigen Augen.

Herr von Laguerronnière trug einen schwarzen Morgenanzug mit der Rosette der Kommandeure der Ehrenlegion im Knopfloch. Er hörte aufmerksam der Kaiserin zu, welche lebhaft und eifrig zu ihm sprach.

An der anderen Seite Ihrer Majestät ging der Abbé Bauer, dieser so schnell zu hohem Ansehen emporgestiegene Geistliche, welcher, von jüdischen Eltern zu Wien geboren, sich konvertirt hatte und, von der römischen Hierarchie auffallend begünstigt, seine ganze feine und scharfe Intelligenz und seine unermüdliche Thätigkeit der Sache der katholischen Kirche und insbesondere derjenigen der päpstlichen Herrschaft widmete.

Der Abbé Bauer trug die einfache geistliche Tracht, welche sich seiner schlanken und geschmeidigen Gestalt in natürlicher Eleganz anschmiegte. Die Haltung des Abbé

zeigte die Ehrerbietung des Hofmannes seiner Souveränin gegenüber, aber zugleich auch die Würde des Priesters, welcher alle Dinge der Welt, so sehr er auch ihre Berechtigung erkennen mag, dennoch tief unter sich stehend betrachtet. Sein Gesicht zeigte den scharfen Schnitt und die kalte und klare Intelligenz der orientalischen Rasse. Seine dunklen, etwas kleinen und feurigen Augen schlug er nicht nach der Art so mancher Mitglieder des geistlichen Standes zu Boden, sondern blickte mit ihnen frei umher und richtete sie forschend und scharf beobachtend auf Diejenigen, mit denen er sprach und die oft durch den eigenthümlich durchdringenden Blick dieser Augen verwirrt wurden.

Als Napoleon III. an dem Eingang der Allee erschien, eilte die Kaiserin mit schnellen Schritten ihrem Gemahl entgegen, welcher bei ihrer Annäherung den Arm des Generals Favé losließ und artig die Hand Ihrer Majestät an seine Lippen führte, während der Vicomte von Laguerronnière und der Abbé Bauer sich ehrerbietig zu den Damen der Kaiserin zurückzogen.

„Sie sehen vortrefflich aus, mein theurer Louis,“ rief die Kaiserin, „ich freue mich täglich, daß die Besorgnisse, mit denen ich von meiner Reise hierher zurückgekehrt bin, so unbegründet waren und daß ich mich täglich mehr von Ihrer fortschreitenden Genesung überzeugen

kann. Lassen Sie uns nur noch recht lange hier in dieser schönen Einsamkeit von St. Cloud bleiben, dessen Luft ja auch unserem armen kleinen Louis so gut thut, und recht spät erst nach jenem traurigen Paris zurückkehren, wo man nur ärgerliche Dinge zu hören hat und wo die Politik den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend ausfüllt."

„Nun, die Politik," sagte der Kaiser lächelnd, „weiß ihren Weg auch nach St. Cloud zu finden und scheint auch meine liebenswürdige Gemahlin nicht frei zu geben, denn ich finde sie in Gesellschaft einer wahren Inkarnation des politischen Treibens in der Presse und Diplomatie," fügte er hinzu, indem sein Blick zu dem Vicomte von Laguerronnière hinüberstreifte.

„Herr von Laguerronnière," sagte die Kaiserin, „versteht, so sehr er Politiker ist, auch über andere Gegenstände sehr liebenswürdig zu sprechen — aber es ist wahr, ich habe ein wenig Politik mit ihm gesprochen, denn leider," fuhr sie fort, indem eine unmuthige Erregung in ihrer Stimme wiederklang, „leider gönnt man mir nicht einmal die stille Zurückgezogenheit in dieser ländlichen Einsamkeit, die Verfolgungen unserer Feinde suchen mich auch hier auf."

„Wie das?" fragte der Kaiser im strengen Ton,

„wer könnte es gewagt haben, Ihre Ruhe und Heiterkeit zu stören?“

„Meine gute Marion,“ erwiederte Eugenie, „hat mir heute Morgen einen Artikel übersetzt, welchen die Times über mich veröffentlicht hat und welcher voll ist von den gehässigsten Angriffen gegen mich und gegen den schädlichen und verderblichen Einfluß, den ich auf die Politik Frankreichs ausüben soll. Eure Majestät wissen selbst,“ fuhr sie fort, „wie wenig es meiner Neigung entspricht, mich in Dinge zu mischen, die nicht in der Sphäre der Frauen liegen, und wie fern ich von jedem Versuch bin, einen Einfluß auf die Regierung ausüben zu wollen.“

Ein leichtes Lächeln zuckte über die Lippen des Kaisers, er fuhr mit der Hand über seinen Schnurrbart und sagte:

„Sie sollten sich um so etwas nicht kümmern, am allerwenigsten sich darüber erzürnen und erregen. Wer auf einer solchen Höhe steht wie wir, muß sich gefallen lassen von der Welt kritisirt zu werden, und Neid und Mißgunst, diese Kardinaleigenschaften des menschlichen Geschlechts, sorgen dafür, daß diese Kritik nicht immer freundlich und wohlwollend ausfällt.“

„Es ist mir gewiß ganz gleichgültig,“ rief die Kaiserin, indem sie ihren schlanken Hals zurückbog, „was

jener Zeitungsschreiber über mich urtheilt, aber es empört mich, wenn Personen, die zu meiner Welt gehören, die unserem Hofe nahe stehen, die Presse benutzen, um ihrer Feindschaft gegen mich Ausdruck zu geben und die öffentliche Meinung gegen mich aufzuregen — denn das schadet nicht nur mir, das schadet auch Ihnen, das schadet dem Ansehen Frankreichs, das schadet vor Allem unserem Sohn und seiner Zukunft."

„Und warum?" fragte der Kaiser immer noch im heiteren Ton, während sich jedoch ein leichter Ausdruck von Unbehagen und Verstimmung auf seinem Gesicht zeigte, „warum setzen Sie solche Quellen und solche Ansichten bei einem unbedeutenden Artikel dieses großen englischen Journals voraus, das so Vieles sagt, was der Hauch der schnell dahineilenden Zeit ebenso rasch wieder verweht, und was kaum einige Tage im Gedächtniß der Menschen haftet?"

„Weil ich," rief die Kaiserin mit zornbebenden Lippen, „in den Ausdrücken und Wendungen ganz genau die Gesinnungen und Worte der Personen wieder erkenne, welche mich immer und überall mit ihrem Haß verfolgen, und welche durch die regelmäßige Wiederholung ihrer Angriffe dafür sorgen, daß dieselben in der öffentlichen Meinung nicht vergessen werden. Ich habe die Wendungen wieder erkannt, welche unserem theuren Vetter,

dem Prinzen Napoleon," sagte sie mit bitterer Ironie, „so geläufig sind, und welche nur noch in etwas größerer und boshafterer Weise auch diese Madame Natazzi zu wiederholen nicht müde wird — diese Madame Natazzi, welche sich eine Prinzessin Buonaparte nennt und doch nicht aufhört, Frankreich zu schaden wo sie nur immer kann. Sie sollten wahrlich," rief sie mit einem zornigen Blick auf ihren Gemahl, „von dem Beispiel Ihres Oheims lernen Ordnung unter Denjenigen zu halten, die zu Ihrer Familie gehören — oder die sich herausnehmen sich zu derselben zu rechnen."

„Ich glaube," erwiederte der Kaiser kalt und ruhig, „Sie legen jenem Artikel der Times zu viel Wichtigkeit bei; ich werde denselben lesen und werde Sie dann gewiß überzeugen, daß er ohne Bedeutung ist — Fräulein Marion thäte übrigens viel besser, Ihnen solche Dinge nicht mitzutheilen, die Sie unnütz aufregen — und doch nicht zu ändern sind. Doch," fuhr er abbrechend wieder in dem vorigen heiteren Ton fort, „Sie haben mir vorher gesagt, daß Sie mit Herrn von Laguerronnière Politik gesprochen hätten — darf ich fragen, was Sie verhandelten, denn ich möchte die Meinung eines so bewährten Mannes nicht verlieren, man kann immer von ihm lernen."

Die Kaiserin wandte sich um und rief mit einem

anmuthigen Wink ihrer Hand die Herren heran, welche sie vorher auf ihrer Promenade begleitet hatten.

Herr von Laguerronnière und der Abbé Bauer näherten sich schnell und verbeugten sich ehrerbietig vor dem Kaiser.

„Guten Tag, mein lieber Vicomte," sagte Napoleon, indem er Herrn von Laguerronnière die Hand reichte und zugleich durch eine freundliche Neigung des Kopfes den Abbé begrüßte.

„Ich freue mich, Sie hier — durch einen Zufall," fügte er mit etwas scharfer Betonung hinzu, „bei der Kaiserin zu sehen."

„Eure Majestät waren beschäftigt, wie man mir sagte, deßhalb wollte ich zuvor Ihrer Majestät der Kaiserin meinen Respekt bezeigen," erwiederte Herr von Laguerronnière. „Ich war gekommen, um Ihnen mitzutheilen, Sire, daß der Senat die Grundzüge der neuen Verfassung angenommen und daß dieselben morgen schon durch Herrn Rouher Eurer Majestät überreicht werden sollen. Ich kann Sie zugleich versichern, Sire, daß der Eindruck derselben auf die öffentliche Meinung ein ganz ausgezeichnet guter ist, trotz der Versuche, welche die unversöhnliche Opposition macht, um diesen günstigen Eindruck abzuschwächen."

„Ich zweifle nicht daran," sagte der Kaiser, „und

Sie verstehen es ja noch," fügte er mit verbindlichem Ton hinzu, „die öffentliche Meinung zu belauschen — sie haben ja nun, diese guten Pariser, wonach sie sich so lange gesehnt, wonach sie so lange geschrieen haben. Eine Zeitlang werden sie ja wohl zufrieden sein und in Europa wird man sehen, daß das Kaiserreich auch ohne die Gewalt absoluter Autokratie bestehen kann, und daß ich nicht nöthig habe, um meinen Thron zu erhalten, Europa in Krieg und Verwirrung zu stürzen."

Er warf einen raschen Seitenblick auf die Kaiserin, welche mit ihrem Stock einige flüchtige Linien in den gelben Kies des Weges zeichnete und die Worte ihres Gemahls völlig überhört zu haben schien.

„Den Kaiser wird es gewiß interessiren," sagte sie dann, „den Gegenstand unseres Gesprächs kennen zu lernen, bei welchem ich, wie ich bekennen muß, mich in Opposition gegen den Herrn Vicomte von Laguerronnière befand, dagegen aber die Befriedigung hatte, vom Abbé Bauer unterstützt zu werden."

„Sire," sagte der Vicomte von Laguerronnière, — „Ihre Majestät die Kaiserin erzeigte uns die Ehre, mit uns über das vatikanische Konzil und die möglichen Beschlüsse desselben mit ihren Folgen sich zu unterhalten."

„Ah," sagte der Kaiser, indem er etwas erstaunt

aufblickte, „das ist allerdings ein sehr weiter und unerschöpflicher Gegenstand der Konversation, um so mehr, als er eine Reihe von Hypothesen und Konjekturen in sich schließt —"

„Das Konzil ist keine Hypothese," sagte die Kaiserin, „es ist fest beschlossen, und alle Macht des Unglaubens und der Ketzerei wird die Ausführung dieses großen Gedankens des heiligen Vaters nicht mehr hindern. Ich bin darüber glücklich und war nur erstaunt, bei Herrn von Laguerronnière, der mir doch sonst als guter Katholik bekannt ist und der Absolution der Kirche zuweilen dringend bedarf," fügte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu —, „nicht meine Auffassung über diesen Gegenstand getheilt zu finden."

„Nicht?" fragte der Kaiser, indem er ernst wurde und den Blick fragend auf den Vicomte richtete, „und was haben Sie gegen das Konzil?"

Er reichte der Kaiserin den Arm und schritt langsam die große Allee hinunter.

Der Vicomte ging an der Seite des Kaisers, der Abbé schritt neben der Kaiserin her. Die Damen und der Oberst Favé folgten.

„Ich habe nichts gegen das Konzil als solches," sagte der Vicomte von Laguerronnière, die Frage des Kaisers beantwortend, „wenn sich seine Arbeiten darauf

richten würden, zwischen den einzelnen Richtungen in der Kirche zu vermitteln und Mißbräuche abzustellen, welche sich eingeschlichen haben. Aber leider," fuhr er fort, „wird nach Dem, was man darüber hört, die eigentliche Tendenz des Konzils eine ganz andere sein. Es scheint, daß die Rathgeber Seiner Heiligkeit die scharfe Konzentration der römischen Hierarchie besonders den staatlichen Autoritäten gegenüber zum Zweck der Thätigkeit des Konzils machen wollen, daß dieß Konzil gewissermassen ein= für allemal die Autorität aller Konzilien begraben und den Papst zum einzigen und unfehlbaren Herrn der Kirche nicht bloß in Bezug auf die Disziplin, sondern auch in Bezug auf die Glaubensfragen machen wolle, und hierin, Sire, sehe ich eine schwere Gefahr, welche nicht bloß auf dem kirchlichen Gebiet, sondern auch auf dem politischen verhängnißvoll werden kann, indem durch ein solches Vorgehen des Papstthums Italien und Preußen nothwendig von Neuem zu einander geführt und an einander gekettet werden müssen, und dieß, Sire, ich wiederhole es, ist eine große Gefahr für Frankreich."

„Frankreich hat keine Gefahr zu fürchten," rief die Kaiserin, stolz den Kopf emporwerfend.

„Davon, Madame, ist jeder Franzose überzeugt," sprach der Vicomte von Laguerronnière, sich gegen die

Kaiserin verneigend, „indeß wenn man die Gefahren nicht fürchtet, darf man dennoch die Augen nicht vor denselben verschließen, und wenn Frankreich je dahin kommen sollte, ernst und fest gegen Preußen auftreten zu müssen, so ist es von der höchsten Wichtigkeit, in einem solchen Augenblick Italiens sicher zu sein, damit nicht durch einen Handstreich gegen Rom unsere dortige moralische und militärische Position zusammenbreche, während wir gezwungen sind, unsere Kräfte an den Ostgrenzen zu konzentriren."

„Wenn es dahin kommen sollte," rief die Kaiserin mit flammenden Augen, „so wird Roms Macht, je höher dieselbe steht, ein um so mächtigerer Bundesgenosse für uns sein. Die katholische Kirche, welche empfinden muß, daß die preußische Herrschaft in Deutschland eine furchtbare Drohung für sie ist, wird dann fest organisirt und durchdrungen von dem Willen ihres Oberhirten Preußen isoliren und der katholischen Bevölkerung des Südens es klar zum Bewußtsein bringen, daß sie nur durch uns Rettung ihrer politischen wie ihrer religiösen Selbstständigkeit finden könne."

Der Kaiser hatte den Kopf etwas vornüber geneigt und gab durch keine Miene zu erkennen, daß er an dem neben ihm geführten Gespräch irgend welchen Antheil nehme.

„Der Herr Vicomte von Laguerronnière," sagte der Abbé Bauer mit seiner klaren Stimme, deren Modulation er mit seltener oratorischer Meisterschaft zu beherrschen verstand, „der Herr Vicomte von Laguerronnière legt der Frage, über welche Ihre Majestät die Kaiserin uns die Ehre erzeigte sich mit uns zu unterhalten, wie ich glaube, eine zu große Bedeutung bei. Es handelt sich bei dem Konzil ja wesentlich darum, Dogmen und Glaubensgrundsätze, welche thatsächlich bereits anerkannt feststehen, auch von dem versammelten ökumenischen Konzil annehmen und verkündigen zu lassen, damit bei keinem katholischen Christen irgend welcher Zweifel oder irgend welche Unklarheit über die dogmatischen Glaubenssätze der Kirche bestehen könne. Von der feindlichen Stellung gegen die staatliche Autorität ist ja dabei gar keine Rede, es müßte denn von den weltlichen Mächten selbst eine solche Gegnerschaft provozirt werden —"

„Was nicht ausbleiben kann," fiel Herr Vicomte von Laguerronnière ein, „ebensowenig wird es fehlen können, daß die Bischöfe ihre Selbstständigkeit gegen den Eingriff in ihre Rechte vertheidigen, der in der Unfehlbarkeitslehre des Papstes liegt."

„Die Bischöfe," sagte der Abbé Bauer mit scharfer Betonung, „sind Diener des Papstes und haben ihm

gegenüber keine Selbstständigkeit in Anspruch zu nehmen —“

„Die französischen Bischöfe,“ erwiederte Herr von Laguerronnière lebhaft, „haben eine solche Auffassung niemals anerkannt, und ich glaube auch, daß die Bischöfe in Deutschland, die Nachfolger der alten Kurfürsten, sich nicht so leicht werden zu willenlosen Dienern der römischen Kurie herabdrücken lassen.“

„Berühren wir nicht die Theologie,“ sagte der Kaiser lächelnd, „es ist gefährlich, mit dem Abbé auf diesem Gebiet zu streiten. Lassen wir das Konzil zusammentreten und sich mit den kirchlichen Dingen beschäftigen, entschlüpfen wir dem Abbé auf das diplomatische Gebiet, auf dem wir ein wenig zu Hause sind. Les extrêmes se touchent,“ sagte er mit einem schnellen Seitenblick auf die Kaiserin, „während Sie sich hier mit dem heiligen Vater auf dem Konzil beschäftigten, habe ich über die Ungläubigen im Orient nachgedacht. Der Kaiser von Oesterreich und auch der König von Preußen, wie ich höre, oder wenigstens der Kronprinz, werden der Einladung des Vizekönigs von Egypten zur Eröffnung des Suezkanals folgen. Es wäre sehr wünschenswerth, daß Frankreich dort ebenfalls vertreten sei, und doch — Nélaton und Fauvel wollen, trotzdem

ich mich immer kräftiger fühle, mir die Reise dorthin nicht gestatten.“ —

Er schwieg einen Augenblick. Die Augen der Kaiserin leuchteten in plötzlicher Erregung auf.

„Ich bedauere das,“ sagte Napoleon, „es wird manches Schöne und Interessante dort zu sehen sein. Ich hätte nicht ungern einmal den Orient besucht, vor Allem aber bedaure ich, daß Frankreich dort nicht vertreten ist, und ich hätte fast die Freundlichkeit der Kaiserin in Anspruch genommen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß die so weite beschwerliche Reise —“

„Sie wissen,“ rief die Kaiserin lebhaft, „daß ich keine Mühen und Beschwerden kenne, wenn das Interesse Frankreichs in Frage kommt.“

„Sie würden sich entschließen können?“ fragte Napoleon im zögernden Ton, „bedenken Sie die weite Entfernung, die Seereise, das fremde Klima und — dann,“ fuhr er in zögerndem Nachsinnen fort, „würde es sich nicht vermeiden lassen, auf der Hinreise einen Besuch in Konstantinopel zu machen, die Rücksicht auf den Sultan erfordert das —“

„O, das ist ja allerliebst!“ rief die Kaiserin mit glückstrahlendem Gesicht — „eine Reise wie ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht, — ich bitte Sie, Louis, halten Sie diesen Gedanken fest, die Mühe und An=

strengungen kommen ja gar nicht in Frage. Es würde mir eine große Freude sein, die Wunder des Orients kennen zu lernen — und ich glaube," fügte sie hinzu, den Kopf mit einer leichten, schelmischen Koketterie zu ihrem Gemahl hinwendend, „ich glaube, daß es mir auch gelingen wird, Frankreich würdig und angemessen zu vertreten."

„Niemand kann daran zweifeln," sagte Napoleon galant, „wenn Sie sich also entschließen könnten — eine Flotteneskorte würde Sie begleiten, ein Schiff müßte für Sie hergerichtet werden —"

„Welche reizende Aussicht!" rief die Kaiserin. „Wie danke ich Ihnen, Louis, für diesen Gedanken! Es ist also abgemacht, ich übernehme die Mission, ich übernehme es, diesen stolzen Mohammedanern, welche die Frauen in vergoldete Kerker einsperren, die Pflichten ritterlicher Galanterie zu lehren — o, das wird sehr amüsant, sehr pikant werden. Ich verspreche Ihnen, Sie sollen mit mir zufrieden sein, — Sie werden mich aber begleiten, Abbé," rief sie lebhaft, sich zum Abbé Bauer wendend, „denken Sie, wir werden Jerusalem sehen, wir werden an den heiligen Stätten unsere Andacht verrichten, — Sie wissen ja, Louis, daß ich bei der Geburt unseres Sohnes das Gelübde ablegte, dem Himmel für seine Gnade auf jenem heiligen Boden zu

danken, den der Fuß des Erlösers für alle Zeit geweiht hat. Wie glücklich bin ich, daß endlich die langverschobene Erfüllung jenes Gelübbdes sich naht!"

„Wenn Eure Majestät," erwiederte der Abbé ernst und salbungsvoll, „die Gnade haben wollen, mich zur Begleitung zu bestimmen, so wird mich das zu hoher Dankbarkeit verpflichten; denn was kann es für einen Diener der Kirche Schöneres und Erhabeneres geben, als sich an der Stätte des welterlösenden Leidens und Sterbens Christi selbst mit dem Geiste zu durchdringen, der die sündhafte Welt zur Gnade des Himmels zurückführt!"

„Und jene Welt des Orients," sagte Herr von Laguerronnière, „welche bisher nur die kriegerische Macht Frankreichs gesehen, wird sich überzeugen, daß unsere Nation auch durch Geist und Anmuth den Völkern der Erde weit voranleuchtet."

Die Kaiserin blieb stehen, indem sie mit der Hand den Arm des Kaisers drückte, und wandte sich zu den in einiger Entfernung folgenden Damen zurück, dann, einen Augenblick zögernd, fragte sie:

„Ist es erlaubt von meiner Mission in das Land der Pyramiden zu sprechen, oder soll dieselbe noch diplomatisches Geheimniß bleiben?"

„Durchaus nicht," sagte Napoleon; „sobald Sie

sich entschlossen haben, diese Mühe und Anstrengung zu übernehmen, müssen wir ja an die Vorbereitungen für die Reise denken, und ich sehe keinen Grund ein, warum dieselbe mit irgend welchen Geheimnissen umgeben werden soll."

„Kommen Sie, meine Damen," rief die Kaiserin in fröhlichem Ton, „wir werden ernste Konseilsitzungen halten müssen," fuhr sie fort, als die Gräfinnen von Poèze und Lourmel und Fräulein Marion schnell herantraten, — „ich werde nach dem Orient, nach Konstantinopel, nach Egypten gehen, — das ist ein Feldzug auf dem Gebiet der Toilette, für welchen wir alle unsern Geist, alle unsere Kombinationsgabe aufbieten müssen, um der Welt zu zeigen, daß unser Geschmack und unsere Erfindungskraft sich nicht nur auf die Salons und die Promenaden von Paris beschränken, sondern daß wir unsere Toiletten auch dem Meere und dem Sand der Wüste anzupassen verstehen. Ich bitte Sie, Fräulein Marion, sich aus des Kaisers Bibliothek Alles geben zu lassen, was sich auf den Orient und Egypten bezieht. Wir müssen das studiren, ich muß mich über die Geschichte und Sitten jener Länder informiren, das wird uns Gedanken geben, um schöne, angemessene und bedeutungsvolle Kostüme zu schaffen. Lassen Sie uns sogleich an's Werk gehen," rief sie,

„denn dieß Werk ist von großem Umfang und von großer Bedeutung. Ich bitte Sie, mich zu entschuldigen," sagte sie, sich zum Kaiser wendend, „Sie werden mir später meine diplomatischen Instruktionen geben — erlauben Sie mir jetzt, für das Arsenal meiner Waffen zu sorgen —"

„Die stärker und siegreicher sind als meine Chassepots und Mitrailleusen," sagte Napoleon, indem er seiner Gemahlin die Hand küßte und sich dann artig gegen die Damen verneigte, welche der Kaiserin folgten, die rasch nach dem Schloß zurückschritt.

„Es wird mich in hohem Grade interessiren," sagte der Kaiser, in verbindlichem Ton zum Abbé Bauer sich wendend, „Ihre Meinung über das Konzil und seine Wirkungen zu hören. Ich würde Sie bitten, sowie ich einen Augenblick ruhiger Muße habe, sich mit mir darüber eingehender zu unterhalten."

Der Abbé Bauer verneigte sich und blieb zurück, während der Kaiser seinen Arm in den des Vicomte von Laguerronnière legte und langsam seinen Spaziergang in der Allee fortsetzte, — dann schritt er dem Schloß zu — der General Favé ging in der Allee auf und nieder, die Rückkehr des Kaisers erwartend.

„Glauben Sie," fragte Napoleon in heiterem Ton, indem er, auf den Arm des Vicomte gestützt, weiter

ging, „daß die Pariser sich ein wenig mit der Reise der Kaiserin nach dem Orient beschäftigen werden?"

„Sie werden sich mit nichts Anderem beschäftigen, Sire," erwiederte Herr von Laguerronnière, „die Feuilletons werden die Details der Reise Ihrer Majestät schildern und die politische Welt wird sich in Kombinationen und politischen Bedeutungen eines so außergewöhnlichen Ereignisses ergehen, wie es die persönliche Erscheinung einer christlichen Souveränin am Hofe des Sultans und des Vizekönigs von Egypten ist."

„Tant mieux, tant mieux," sagte Napoleon, „je mehr man davon spricht, um so weniger wird man Zeit finden, sich mit andern Dingen zu beschäftigen, welche der Dunkelheit und des Schweigens bedürfen, um zu günstigem Resultat durchgeführt zu werden. Es ist mir lieb, hier mit Ihnen, mein lieber Vicomte, mich in der freien Natur unterhalten zu können, wo es keine Wände gibt und keine Thüren, hinter denen ein unberufenes Ohr sich aufhalten könnte."

Mit höchster Spannung blickte der Vicomte in das Gesicht des Kaisers, welcher ganz ernst geworden war und in sinnenden Gedanken vor sich hinblickte.

„Das Projekt," sagte Napoleon, nachdem er einige Augenblicke schweigend weiter gegangen war —, „das Projekt, durch den Vertrag der Ostbahn mit den belgi-

schen Bahnen diese Verkehrsstraße von uns abhängig zu machen, ist gescheitert.“

„Leider, Sire,“ sagte Herr von Laguerronnière, „Eure Majestät wissen, daß ich es nicht an Eifer habe fehlen lassen; aber jener maßgebende und schwerwiegende Einfluß, welcher sich am Hof in Brüssel geltend machte, machte es unmöglich, mit Nachdruck in dieser Sache aufzutreten, was ja Eure Majestät selbst bei den damaligen politischen Verhältnissen nicht wünschten.“

„Gewiß nicht,“ erwiederte der Kaiser mit einem schmerzlichen Seufzer, „die ganze Kombination, welche damals die Grundlage meiner Politik bildete, als ich Sie nach Brüssel schickte, ist ja zusammengebrochen, und diese spanische Revolution, — von welcher ich noch immer nicht weiß, wie sie mit den Fäden der berliner Politik zusammenhängt, hat alle meine Pläne zerstört.“

„Die Frage der Eisenbahnverträge,“ fuhr er fort, „hätte einen guten, nationalen und populären Kriegsgrund gegeben — doch da wir allein sind, da Oesterreich fortwährend zaudert und Italien fast feindlich steht, so wäre es nicht möglich diese Sache auf die Spitze zu treiben.“

„Ich verstehe das vollkommen,“ erwiederte Herr von Laguerronniére, „Eure Majestät wissen, wie dringend ich stets davor gewarnt habe, einen Konflikt mit

Preußen hervorzurufen, bevor wir vollkommen vorbereitet sind und ganz sichere und feste Allianzen haben — namentlich auch in Deutschland selbst — ich lege auf die letzte Frage ganz besonderen Werth und habe gerade in dieser Beziehung früher die hannöver'sche Frage eingehend beobachtet und verfolgt, welche für uns noch einmal von großer Bedeutung werden kann, wenn sie richtig behandelt wird und wenn besonders jene eigentliche Eroberungsidee bei einem Konflikt mit Preußen ausgeschlossen wird."

„Mein Gott," sagte der Kaiser achselzuckend, „Sie wissen, wie sehr ich diesen Gedanken theile, aber Sie wissen auch, wie schwer dieser französische Chauvinismus zu vernünftigen Anschauungen zu bringen ist — was die hannöver'sche Frage betrifft," fuhr er dann fort, „so ist der König Georg in diesem Augenblick im Begriff, einen großen Fehler wieder gut zu machen, den er begangen hat, als er durch unvorsichtige Telegramme und Korrespondenzen der preußischen Regierung die Gelegenheit bot, sein Vermögen zu konfiszziren; er hat in Wien eine Bank gegründet, welche ihm die verlorenen Mittel wieder einbringen soll und ihn dann vielleicht in den Stand setzen wird, auf diese materiellen Mittel gestützt, einen ernsten Antheil an den Ereignissen zu nehmen — doch das sind Dinge, die erst in Frage kommen werden,

wenn es wirklich zu einer kriegerischen Entscheidung der Differenzen kommen sollte, welche ich, aufrichtig gesagt, immer lieber vermeiden möchte, wüßte ich nur irgend einen Weg, um ohne einen solchen Konflikt Frankreich Ersatz zu schaffen für die Einbuße an Macht und Ansehen, welche wir durch diese unglückliche Schlacht bei Sadowa erlitten haben, und welche sich bei jeder politischen Kombination, die ich ersinne und auszuführen suche, immer von Neuem geltend macht. Ich habe nun," fuhr er fort, „während ich hier wegen meiner Krankheit etwas zurückgezogen und einsam leben mußte, eine Idee hin und her erwogen, deren Ausführung, wie mir scheint, sehr dazu beitragen würde, auch ohne Eroberung den Gebietszuwachs unserer Macht zu erweitern und uns zugleich einen verstärkten Schutz zu geben gegen aggressive Tendenzen der immer stärker heranwachsenden Militärmacht. Und zur Ausführung dieser Idee, mein lieber Vicomte, nehme ich Ihren Scharfsinn, Ihre Geschicklichkeit und Ihre Hingebung in Anspruch."

„Ich erwarte Eurer Majestät Befehle," sagte Herr von Laguerronnière, „und werde meine ganze Kraft daran setzen, dieß auszuführen."

„Ich habe wohl früher daran gedacht," sprach der Kaiser weiter, „bei irgend einer Gelegenheit diesen künst-

lich geschaffenen belgischen Staat von der Karte Europas verschwinden zu lassen, — würde man in Berlin auf meine Ideen eingehen, so ließe sich das sehr leicht machen — es würde vielleicht ein großes Geschrei geben, — aber ich glaube, Niemand in der Welt würde wagen, Frankreich und Preußen, wenn sie verbündet mit der Hand am Schwerte dastehen, ernsten Widerstand entgegenzusetzen, und würde England sich vielleicht zu solcher Kühnheit emporraffen, — nun, seit der Schlacht von Trafalgar ist die Entwicklung der englischen Marine mehr und mehr in Stillstand gerathen, während wir eminente Fortschritte gemacht haben, — eine siegreiche Seeschlacht," fuhr er, seinen Gedanken folgend, fort, „und Frankreich wäre die erste Macht auf beiden Hemisphären. Doch," sagte er dann seufzend, „diese glänzende und schöne Perspektive ist eine Unmöglichkeit, da man mich in Berlin nicht versteht — oder nicht verstehen will. Und ohne Preußen würde eine Erwerbung Belgiens nur durch einen welterschütternden Krieg möglich sein. Aber," sagte er dann, „wir können durch einen geschickten diplomatischen Feldzug fast eben so viel erreichen, als durch gewonnene Schlachten, wenn es uns gelingt, diese beiden kleinen Grenzstaaten Belgien und Holland durch Verträge mit Frankreich zu verbinden, welche, ohne ihre Neutralität zu verletzen, sie an die

französischen Interessen knüpfen und im Falle einer militärischen Katastrophe auf unsere Seite stellen."

„Eine solche Stellung Belgiens und Hollands," sagte Herr von Laguerronnière, „würde für Frankreich gewiß von unberechenbarem Vortheil sein, indeß," fügte er lächelnd hinzu, „ob sich dieselbe mit ihrer Selbstständigkeit, mit ihrer Neutralität vereinigen läßt — in den Augen der übrigen Mächte, darüber namentlich, Sire, möchte ich doch einige Zweifel hegen."

Napoleon warf einen scharfen Seitenblick auf den Vicomte und sprach dann mit einem leichten Anklang von Ironie in seinem Ton:

„Mein Freund, der Graf Bismarck hat uns ja ein vortreffliches Beispiel in dieser Beziehung gegeben. Der Prager Frieden gibt den süddeutschen Staaten die Garantieen ihrer vollen und absoluten Selbstständigkeit und bestimmt sogar, daß dieselben zu einem besondern Bunde zusammenzutreten das Recht haben sollen. Das ist eine ganz ähnliche Stellung, wie sie Belgien und Holland durch die europäischen Verträge gegeben worden ist. Dessenungeachtet hat man es von Berlin aus verstanden, die deutschen Südstaaten dahin zu bringen, daß sie von dem Recht ihrer Selbstständigkeit nur so weit Gebrauch gemacht haben, mit Preußen militärische Verträge und Zollkonventionen zu schließen, durch welche

sie thatsächlich dem Norddeutschen Bunde angehören. Warum sollten wir von dem großen Staatsmann in Berlin nicht lernen? Warum sollten wir nicht dieselben Grundsätze zur Anwendung bringen, welche er den Süddeutschen gegenüber bereits ausgeführt hat? Denken Sie sich," fuhr er fort, „daß wir mit Belgien und Holland derartige Handels- und Zollverträge abgeschlossen hätten, welche ihre materiellen Interessen ausschließlich mit denjenigen Frankreichs verbinden, daß wir eine Militärkonvention herstellten, welche im Falle großer kriegerischer Verwickelungen in Europa die strategischen Positionen in beiden Ländern uns anvertraute, wogegen wir die Garantieen für die Selbstständigkeit der Länder — und für ihre Dynastieen übernehmen — ich glaube, das würde im Fall eines Krieges so viel werth sein als zwei große Armeen. Und sollte es," fuhr er fort, „den Regierungen und den Bevölkerungen jener Länder nicht einleuchten, daß Frankreich, welches gewaffnet an ihren Grenzen steht, eine festere Garantie ihrer Existenz und Selbstständigkeit bieten kann als ein Blatt Papier, welches zwar die Unterschriften der europäischen Mächte trägt, für welche aber kaum eine derselben wirklich handelnd eintreten würde? Hat man doch die deutsche Bundesakte, diesen feierlichsten aller von Europa garantirten Verträge, zerreißen lassen — wie würde man sich

wegen Belgiens und Hollands, deren Existenz eigentlich nur auf einem Kompromiß beruht, echauffiren? Wenn aber Frankreich diese Garantieen übernimmt, Frankreich, das zugleich im andern Falle der gefährlichste Feind werden könnte, dann ist ihre Existenz gesichert, und nach meinem Gefühl liegt es in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse, sich diese Garantieen durch Verträge im angedeuteten Sinn zu verschaffen."

„Ich bewundere die tiefen und wohlberechneten Kombinationen Eurer Majestät," erwiederte der Vicomte ernst — „aber ich sehe kaum, wie bei dem überall wachen Mißtrauen, bei der durch die orleanistischen Beziehungen genährten übelwollenden Stimmung des belgischen Hofes die Ausführung möglich sein soll."

„Das kommt darauf an," erwiederte der Kaiser, „wie den betreffenden Staatsmännern und den Bevölkerungen der Gedanke klar gemacht wird, auf welchem meine Kombination beruht. Ich habe die Ausführung derselben einen diplomatischen Feldzug genannt, und ich glaube, die Leitung dieses Feldzuges keinen geschickteren Händen anvertrauen zu können als den Ihrigen, mein lieber Vicomte."

„Eurer Majestät Vertrauen ehrt mich hoch," sagte Herr von Laguerronnière, „aber es legt mir zugleich eine schwere Verantwortung auf, welche mich mit tiefer

Besorgniß erfüllt, denn die Aufgabe, welche Eure Majestät mir stellen, ist wahrlich keine leichte."

„Jedes schwierige Unternehmen kann scheitern," sagte der Kaiser, „und Sie wissen," fügte er lächelnd hinzu, „daß es nicht zu den Gewohnheiten des Kaiserreichs gehört, unglücklichen Generalen und Diplomaten den Kopf vor die Füße zu legen. Uebernehmen Sie immer die Verantwortung und seien Sie überzeugt, daß, wie auch das Resultat sei, Ihr Eifer und Ihre Geschicklichkeit immer meine Anerkennung finden werden. In Holland," fuhr er fort, „finden meine Gedanken Verständniß. Dort fürchtet man die drohend heranwachsende Macht Deutschlands, und wird gern suchen einen festen Rückhalt gegen dieselbe zu gewinnen. Ich glaube, es kann nicht so überaus schwer sein eine ähnliche Stimmung in Belgien zu schaffen, — gelegentliche Indiskretionen in der Presse über preußische Verhandlungen werden dabei sehr wirksam sein. Und Sie wissen ja," sagte er mit feinem Lächeln, „wie man solche Indiskretionen begehen lassen kann."

„Eure Majestät müssen mir erlauben," sagte der Vicomte, „die ganze Sache zu durchdenken und mir einen Operationsplan festzustellen, — ist der Fürst La Tour d'Auvergne," fuhr er fort, „von Eurer Majestät Intentionen genau unterrichtet und hat er viel-

leicht einen bestimmten Plan zur Ausführung derselben gefaßt?"

Napoleon zuckte die Achseln.

„Der Fürst La Tour d'Auvergne," sagte er im Ton feiner Ironie, „ist in diesem Augenblick sehr eingehend damit beschäftigt, nachzuweisen, daß seine Familie von den alten Lauragais abstammt, und daß er mit dem premier grenadier de France dieselben Ahnherren hat — was wollen Sie, mein lieber Vicomte," fuhr er heiter fort, „Sie sind ein alter und vertrauter Freund, Ihnen kann ich es wohl sagen, ich bin jetzt gezwungen, ein wenig mit der auswärtigen Politik mir selbst zu schaffen zu machen, — Sie wissen, ich werde jetzt konstitutioneller Kaiser, ich werde Minister haben, welche mit den Kammern und ihren Majoritäten rechnen müssen. Das Alles verträgt sich nicht mit einer wohl durchdachten und planmäßigen Diplomatie, deren erste Lebensbedingung das Geheimniß und die dunkle Verborgenheit ist. Lassen Sie mein auswärtiges Ministerium seine offiziellen Beziehungen unterhalten, damit ich in meinen Thronreden der Welt verkünden kann, daß ich zu allen Mächten Europas in den innigsten Beziehungen des tiefsten Friedens stehe — kommen dann die Ereignisse, so wird es Sache des konstitutionellen Apparats sein, dieselben mit vortrefflichen Reden in die Welt einzu-

führen — vorbereiten müssen wir sie aber in stiller Verborgenheit."

„Ich verstehe Eure Majestät vollkommen," sagte Herr von Laguerronnière, „und werde die Ehre haben, nur Ihnen selbst über meine Thätigkeit zu berichten."

„Ich bin überzeugt," erwiederte Napoleon, „daß diese Thätigkeit bald den vollständigsten Erfolg haben wird, und daß ich Ihnen abermals für einen wichtigen und bedeutungsvollen Dienst zu danken haben werde."

Sie waren fast am Ende der Kastanienallee angekommen, als am Eingang eines der schattigen Seitenwege der kaiserliche Prinz mit dem Prinzen von Asturien in Begleitung des Generals Frossard erschien.

Der kaiserliche Prinz trug einen leichten Civilanzug von dunklem Sommerstoff. Sein längliches, etwas mageres Gesicht war noch bleich von der längeren Krankheit, die er überstanden hatte, zeigte aber doch bereits wieder einen kräftigen, frischen und heiteren Ausdruck, und aus seinen großen, hellblickenden Augen strahlte fröhliche Lebenslust.

Der Prinz von Asturien, welcher damals zwölf Jahre alt war, erschien, auch abgesehen von dem Altersunterschied, bei weitem kleiner, zarter und schwächer als der kaiserliche Prinz. Er trug einen Anzug von

schwarzem Sammet und einen Hut von gleichem Stoff, unter welchem das zierliche feine Gesicht mit den dunklen, etwas traurigen, schwermüthig blickenden Augen noch zarter und bleicher erschien.

Der kaiserliche Prinz eilte in schnellem Lauf auf seinen Vater zu und küßte ihm voll Ehrerbietung und herzlicher Liebe die Hand.

Der General Frossard, eine magere, nervige Gestalt von strenger militärischer Haltung und ernsten und kalten Zügen, blieb in einiger Entfernung stehen, während der Prinz von Asturien langsam und mit weit über seine Jahre hinausgehendem Anstand dem kaiserlichen Prinzen folgte.

Der Kaiser hatte sich zu seinem Sohne herabgebeugt, ihn zärtlich auf die Wange geküßt und ging dann einige Schritte dem Prinzen von Asturien entgegen, indem er den Hut abnahm und dem schnell herantretenden Prinzen die Hand reichte.

„Ich habe mit meinem lieben Alphons meine Eisenbahn fahren lassen, Papa," rief der kaiserliche Prinz vergnügt. „Ich verstehe schon sehr gut die Lokomotive zu führen und habe es Alphons gezeigt, wie er es machen muß. Bald wird er es auch können und dann werden wir darüber nachsinnen, wie man die Maschinerie verbessern kann, um Unglücksfälle zu verhüten. Ich

habe eine Idee dazu, ich werde sie Dir einmal zeigen, Papa, — sie ist gar nicht so unklug, ich muß nur noch darüber nachdenken — nicht wahr, mein General?" rief er, sich zu dem General Frossard wendend.

„In der That, Sire," sagte der General, „der Prinz hat es sich sehr eifrig angelegen sein lassen, die Zusammensetzungen und Bewegungen der Lokomotive zu studiren. Und ich glaube, er wäre schon im Stande," fügte er lächelnd hinzu, „einen großen Zug zu führen."

„Das ist brav von Dir," sagte Napoleon, seinem Sohn auf die Schulter klopfend, welcher inzwischen Herrn von Laguerronnière mit einer gewissen kindlichen Bescheidenheit begrüßt hatte, „es gibt nichts, was Du Dir nicht zu lernen vorsetzen mußt. Und die Behandlung der Lokomotive," sagte er lächelnd, sich zu Herrn von Laguerronnière wendend, „ist eine vortreffliche Vorschule für die Regierung des Staats, auf deren Rädern die menschliche Gesellschaft so stolz und so sicher dahinfährt — und doch kann eine falsche Handhabe, ein im Wege liegendes Steinchen sie urplötzlich zertrümmern und in den Abgrund stürzen."

„Wie geht es der Königin?" sagte er, sich zum Prinzen von Asturien wendend.

„Meine Mutter hat viel geweint," erwiederte der

Knabe ernst mit trauriger Stimme, — „es ist jetzt fast ein Jahr, daß wir vor den treulosen Freunden aus Spanien fliehen mußten — und die Königin kann das noch immer nicht vergessen — sie hat doch die Spanier so sehr geliebt und wollte sie Alle so glücklich machen. O, warum war ich kein Mann,“ sagte er, indem eine zarte Röthe über sein Gesicht flog und ein brennendes Feuer aus seinen Augen leuchtete — „warum konnte ich nicht an der Spitze unserer Soldaten gegen die Verräther marschiren, um meine Mutter zu vertheidigen — aber ich werde groß werden, ich werde ein Mann werden und ein Schwert führen können, und dann —“

Er vollendete nicht, wie erschrocken über den unwillkürlichen Ausbruch seiner Gefühle zuckte er zusammen und blickte mit leichter Verlegenheit den Kaiser an.

„Ja, die Zeit wird kommen,“ rief der kaiserliche Prinz lebhaft, „in der das Unrecht bestraft wird und in der mein lieber Alphons König von Spanien sein und im Escurial residiren wird. Wir haben das schon Alles überlegt,“ fuhr er in kindlich naiver Lebhaftigkeit fort, „wir werden ein Bündniß schließen, Spanien und Frankreich werden einig sein, alles Unrecht in der Welt bekämpfen und die Religion und die heilige Kirche beschützen und dem heiligen Vater wieder zu seinem Recht verhelfen, der so gut ist und der mir ein

schönes gesegnetes Kruzifix geschickt hat, vor dem ich alle Tage bete, daß Gott mich groß und stark werden lasse, um einst würdig zu sein meiner Nation und meines Namens. —

„Doch das ist noch sehr fern," sagte er, plötzlich abbrechend, indem eine dunkle Röthe sein Gesicht bedeckte und er sich zärtlich an den Kaiser schmiegte, — „sehr fern. Ich werde Gott bitten, daß es sehr fern sei," fügte er leise hinzu, indem er mit liebevollem Blick, als wolle er wegen seiner Worte um Verzeihung bitten, zu seinem Vater hinaufsah.

Der Kaiser streichelte sanft mit der Hand die Wange des kaiserlichen Prinzen.

„Die Zukunft steht in der Hand des Himmels," sagte er, „möchten glückliche Sterne die Deinige erleuchten."

Er blickte einige Sekunden schweigend mit weitgeöffneten Augen in die tiefen Schatten der Bäume hinaus. Dann streifte sein Blick von dem Prinzen von Asturien, diesem purpurgeborenen, verbannten Kinde, zu seinem Sohn hinüber. Er drückte den kaiserlichen Prinzen wie schützend an sich und seufzte tief.

Ein Lakai war, vom Schloß kommend, zum General Favé getreten und hatte mit demselben einige Worte gewechselt.

Der General näherte sich dem Kaiser und sagte: „Der Graf von Gurowsky, welchem Eure Majestät um diese Stunde Audienz gegeben, erwartet Ihre Befehle.“

„Ah,“ sagte der Kaiser, indem er seinen Sohn aus seinen Armen ließ, „ich erinnere mich, ich will den Grafen empfangen. Auf Wiedersehen, Monseigneur,“ sprach er, dem Prinzen von Asturien die Hand reichend. „Ich hoffe, Sie sind frei, Herr Vicomte,“ fuhr er fort, sich zu Herrn von Laguerronnière wendend, „ich bitte Sie, sich heute in der reinen Luft von St. Cloud zu erholen, und werde das Vergnügen haben Sie beim Diner zu sehen.“

„Darf ich dem Herrn Vicomte noch eine Fahrt auf meiner Eisenbahn zeigen,“ rief der kaiserliche Prinz, „wenn er mit mir gehen will — und — wenn es erlaubt ist?“ fügte er mit einem schüchternen, fragenden Blick auf den General Frossard hinzu.

„Wenn der General glaubt,“ sagte der Kaiser lächelnd, „daß Du vor einem Senator und Gesandten bestehen kannst und wenn es dem Vicomte Vergnügen macht —“

Herr von Laguerronnière verneigte sich und der Kaiser grüßte freundlich mit der Hand, nahm den Arm des Generals Favé und schritt dem Schlosse zu, während

die beiden Prinzen sich mit dem General und dem Vicomte nach dem Seitenwege wandten, der zur der kleinen Eisenbahn führte, welche in großem Kreise den Park von St. Cloud durchschnitt und mit ihren kleinen Tunnels und Viadukten zur Belehrung und Unterhaltung des kaiserlichen Prinzen diente.

Achtes Kapitel.

Der Kaiser war langsam in sein Kabinet zurückgekehrt, und unmittelbar darauf öffnete der Kammerdiener dem Grafen Ignaz Gurowsky die Thür.

Dieser Mann, welcher nach langem Widerstreben von Seiten der Königin Christine endlich dennoch die Einwilligung zu seiner Vermählung mit der Infantin Isabella, der Schwester des Königs Francisco d'Assisi, erhalten hatte, mochte damals etwa vier- bis fünfundfünfzig Jahre alt sein. Sein bleiches, vornehmes Gesicht zeigte noch die Spuren früherer großer Schönheit, doch war es von Leidenschaften zerrissen, und die früher reinen und scharfen Züge zeigten schlaffe und welke Linien. Die dunklen Augen lagen etwas zurückgesunken im Kopf, in ihren Blicken lag eine gewisse apathische Gleichgültigkeit, welche jedoch bei lebhafter Erregung einem Ausdruck von List und scharfer Beobachtung wich.

Der Graf trug einen schwarzen Salonanzug mit

dem blauen Bande und dem Stern vom Orden Karl III. Seine sichere, ruhige Haltung und seine geschmeidigen Bewegungen zeugten von seiner langjährigen Gewohnheit, auf dem Parket der Höfe sich zu bewegen.

Er verneigte sich tief vor dem Kaiser, der ihn mit einer gewissen ceremoniellen Zurückhaltung begrüßte; er setzte sich auf seinen Wink ihm gegenüber und sagte in einem durchaus reinen, aber die Konsonanten etwas scharf betonenden Französisch:

„Ich habe mir erlaubt, Eure Majestät um Audienz zu bitten, um Ihnen, Sire, einen Gedanken mitzutheilen, welcher in mir aufgetaucht ist bei dem sorgsamen Nachsinnen über die Zukunft des spanischen Königshauses, zu welchem in so nahen Beziehungen zu stehen ich die außerordentliche Ehre habe."

„Alles, was das Schicksal der Königin betrifft," erwiederte der Kaiser mit verbindlicher Höflichkeit, ohne daß jedoch ein Ausdruck lebhaften Interesses auf seinem Gesicht erschien, — „Alles, was das Schicksal der Königin betrifft, wird stets meine höchste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, — Ihre Majestät war meine erhabene Verbündete, — sie ist jetzt der Gast Frankreichs, und ihr Schicksal muß mir daher nahe am Herzen liegen."

„Ich glaube," sagte der Graf Gurowsky, „den Weg gefunden zu haben, auf welchem die Zukunft des

königlichen Hauses sich günstig gestalten läßt, und auf welchem vielleicht auch für ganz Europa und den allgemeinen Frieden unseres Welttheils vortreffliche Resultate erzielt werden können. Ich habe mich entschlossen, nach genauer Ueberlegung mit der Infantin Isabella und dem König Don Francisco, in der Richtung thätig vorzugehen, welche sich meinem Geist geöffnet hat. Doch möchte ich dieß nicht thun, ja, ich kann es nicht thun, wenn Eure Majestät nicht damit einverstanden sind."

Der Kaiser sah einen Augenblick wie erstaunt zu dem Grafen hinüber, fast wie ein mitleidiges Lächeln zuckte es um seine Lippen. Dann sagte er mit ruhiger, kalter Höflichkeit:

„Ich bitte Sie also, Herr Graf, mir Ihre Ideen und Ansichten mitzutheilen, damit ich im Stande bin, zu beurtheilen, ob und inwieweit ich bei der Ausführung derselben mitzuwirken vermag."

„Verschiedene Personen," sagte Graf Gurowsky, „welche der Sache des königlichen Hauses sehr ergeben sind, haben mir von Spanien aus mitgetheilt, daß sie Anzeichen bemerkt haben wollen, nach welchen die Personen, die an der Vertreibung der Königin vorzugsweise Antheil genommen haben und gegenwärtig die Regierung des Landes in ihren Händen halten, ganz besonders

auf die Unterstützung der preußischen Regierung glauben rechnen zu dürfen."

Ein schneller Blitz leuchtete in den Augen des Kaisers, auf, er beugte sich ein wenig vor, seine Mienen drückten gespannte Aufmerksamkeit aus, der Vortrag des Grafen, den er bisher aus höflicher Rücksicht angehört zu haben schien, gewann augenscheinlich Interesse für ihn.

Der Graf Gurowsky fuhr fort:

„Daß der Erhebung in Spanien, neben dem Ehrgeiz und persönlichen Beweggründen ihrer Führer, auch ganz besonders eine feindliche Tendenz gegen Frankreich zu Grunde lag, ist mir nie zweifelhaft gewesen. Die Allianz zwischen Frankreich und Spanien, welche gerade in dem Augenblick jener Erhebung besiegelt werden und thätig in's Leben treten sollte, schien mir mindestens ebensosehr Veranlassung jener Revolution zu sein, als die innern Zustände Spaniens."

Der Kaiser neigte ein wenig den Kopf und senkte die Blicke vor den scharfen, beobachtenden Augen des Grafen zu Boden.

„Jene Allianz zwischen Eurer Majestät und der Königin Isabella," fuhr der Graf Gurowsky in einem Tone fort, als spräche er von der natürlichsten und bekanntesten Sache der Welt, — „jene Allianz mußte ganz

besonders in Preußen und Italien unangenehm berühren, und es liegt daher auch ohne die mir mitgetheilten Beobachtungen auf der Hand, bei den Regierungen dieser beiden Länder eine Unterstützung oder wenigstens eine günstige Beurtheilung der revolutionären Erhebung vorauszusetzen."

„Sie glauben," fragte der Kaiser leichthin, „daß die preußische Regierung bei jener Erhebung betheiligt gewesen sei, daß sie dieselbe begünstigt habe?"

„Dieß zu behaupten, bin ich nicht in der Lage," sagte der Graf, „indessen hat eine jede Regierung außerhalb ihrer offiziellen Stellung und Thätigkeit eine große Menge von Mitteln zur Verfügung, um Ereignisse zu begünstigen, welche ihr nützlich sind und ihren Feinden schaden, und von einem Staatsmann wie Graf Bismarck muß man voraussetzen, daß ihm solche Mittel in hohem Maße zu Gebote stehen und daß er mit besonderer Geschicklichkeit und Energie dieselben zu verwenden versteht. Doch, wie dem auch sei," fuhr er fort, während der Kaiser wieder mit gesenktem Haupt dasaß, „jedenfalls bin ich überzeugt, daß die preußische Regierung den gegenwärtigen Zustand in Spanien nicht ungern sieht und gewiß nichts dazu beitragen wird, um demselben ein Ende zu machen und dem königlichen Hause, das man als einen Verbündeten Frankreichs ansieht,

den Weg zur Wiedergewinnung seines Thrones zu ebnen.“

„Es wird zunächst,“ sagte der Kaiser, ohne sich aus seiner Stellung zu erheben, „die Sache der Königin sein, ihre Anhänger im Lande zu einer entschiedenen Thätigkeit zu vereinigen, Einfluß auf die Cortes und die Armee zu gewinnen, und wenn dadurch die Restauration vorbereitet ist und im Lande selbst Boden gewonnen hat, dann werden auswärtige Regierungen schwerlich im Stande sein, dieselbe zu verhindern, selbst wenn sie ein Interesse daran hätten, wie Sie, Herr Graf, vorauszusetzen Grund haben.“

„Gewiß, Sire,“ sagte der Graf, „wird es zunächst die Sache der Partei des königlichen Hauses sein, demselben den Weg zum Thron zu ebnen, aber dabei fällt die moralische Zuversicht sehr schwer in’s Gewicht. Wenn, wie jetzt, die Anhänger des königlichen Hauses muthlos, die Führer der revolutionären Regierung dagegen stolz und siegesgewiß sind, weil sie glauben, daß die moralische und indirekte Unterstützung auswärtiger Mächte ihrer Sache zur Seite stehen, so ist es sehr schwer, eine Partei zu organisiren, noch schwerer aber, sie zu einer wirklich nachhaltigen und konsequenten Arbeit anzutreiben.“

„Ich vermag kaum zu glauben,“ sagte der Kaiser, „daß die Sympathie oder Antipathie auswärtiger Mächte

einen solchen Einfluß auf die Verhältnisse in Spanien auszuüben im Stande wäre. Sie haben von Preußen und Italien gesprochen," fuhr er fort, indem er das Auge langsam zu dem Grafen aufschlug, — „weder Preußen noch Italien sind in der Lage, irgend eine unmittelbare Einwirkung auf Spanien ausüben zu können. Die einzige Macht, die dazu im Stande wäre," fuhr er, den Kopf stolz erhebend, fort, „ist Frankreich, — Frankreich wird sich, seinem stets festgehaltenen Grundsatz getreu, gewiß nicht in die inneren Angelegenheiten Spaniens mischen, aber Jedermann in Spanien weiß, daß Frankreich, daß ich die Wiederaufrichtung des Thrones der Königin Isabella mit Freuden begrüßen würde. Der mächtigste, ja der einzige Einfluß, der von Außen kommen kann, scheint mir daher zu Gunsten der Königin in die Wagschale zu fallen und nur geeignet zu sein, ihren Anhängern Muth und Entschlossenheit einzuflößen."

Der Graf schwieg einen Augenblick. Eine leichte Verlegenheit zeigte sich auf seinem Gesicht. Dann sprach er langsam, als suchte er bei jedem Satz geeignete Worte, um seine Gedanken auszudrücken:

„Eure Majestät haben soeben vollkommen richtig hervorgehoben, daß Preußen und Italien sehr wenig Möglichkeit haben, unmittelbar in die Verhältnisse

Spaniens einzugreifen; dennoch aber stehen, wie ich schon die Ehre hatte zu bemerken, großen Regierungen stets zahlreiche Mittel zu Gebote, um auf indirekte Weise ihre Ziele zu verfolgen und ihre Interesse zu fördern. Davon aber abgesehen, ist es eine Thatsache, daß der Name des preußischen Ministerpräsidenten mit einer Art von zauberhaftem Nimbus umgeben ist. Man hat sich daran gewöhnt, dem Grafen Bismarck eine gewisse Allgewalt und Allmacht zuzuschreiben, und dieses Gefühl, das in der Ferne noch stärker ist als in der Nähe, erregt in der Politik fast überall Scheu, diesem fast abergläubisch Gefürchteten entgegenzutreten."

Das bleiche Gesicht des Kaisers überzog sich einen Augenblick mit dunkler Röthe.

Der Graf Gurowsky schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

„Wenn also, wie das in Spanien der Fall ist, in weiten Kreisen die Meinung herrscht, daß der Graf von Bismarck der gegenwärtigen Regierung und eventuell einer Thronkandidatur des Herzogs von Montpensier günstig sei, so werden Eure Majestät nicht verkennen, daß eine solche Meinung jede ernste und nachdrückliche Thätigkeit zu Gunsten des königlichen Hauses ganz außerordentlich erschwert."

„Montpensier," sagte der Kaiser schnell, mit einem

scharfen, brennenden Blick den Kopf emporrichtend, — „Montpensier? Sie glauben, daß die preußische Regierung geneigt sein könnte, eine Kandidatur des Herzogs von Montpensier zu unterstützen?“

„Man glaubt es in Spanien, wie mir berichtet wird, vielfach,“ erwiederte der Graf Gurowsky, „und wenn Eure Majestät die Situation genau in Erwägung ziehen wollen, so werden Sie finden, daß die preußische Regierung von ihrem Standpunkt aus nichts Besseres und Geschickteres thun kann, als den Herzog von Montpensier zu unterstützen und ihm, wenn es irgend möglich ist, den Weg zum spanischen Thron zu ebnen. — Eure Majestät werden nicht verkennen, daß diese große Rivalität, welche zwischen Frankreich und Preußen seit der Schlacht von Sadowa entstanden ist, unzweifelhaft früher oder später zu einem gewaltigen Zusammenstoß führen muß, wenn nicht auf irgend eine Weise die bestehenden Differenzen definitiv gelöst werden.“

„Ich bin unausgesetzt bestrebt,“ sagte der Kaiser ruhig, „den Frieden zu erhalten, und sehe kaum eine Frage am politischen Horizont, aus welcher der Krieg hervorgehen könnte.“

„Es ist keine bestimmte Frage,“ erwiederte der Graf, „welche zwischen Preußen und Frankreich steht, die beiden Mächte müssen nach meiner Ueberzeugung

aufeinanderstoßen, weil Frankreich einen solchen Zuwachs von Macht, wie Preußen ihn bereits erworben hat, nicht ruhig mit ansehen kann, ohne daß es seinerseits Garantieen gewinnt, auch dieser neuen Macht gegenüber seine alte Position behaupten zu können. Daraus, Sire, muß, wie ich überzeugt bin, trotz aller Bemühungen Eurer Majestät für die Erhaltung des Friedens, dennoch endlich mit Nothwendigkeit der Krieg entstehen. Man ist in Berlin jedenfalls von dieser Nothwendigkeit auch durchdrungen, und ich würde es nur sehr natürlich finden, wenn man dort für einen solchen Fall Vorkehrungen trifft. Eure Majestät erinnern sich," fuhr er fort, „daß Preußen, bevor es Oesterreich angriff, sich zunächst das Bündniß Italiens sicherte, um dem Gegner von der andern Seite ebenfalls einen Feind entgegenzustellen und seine Kräfte zu theilen. Spanien könnte unter Umständen Frankreich gegenüber dieselbe Rolle übernehmen, welche Italien seinerzeit gegen Oesterreich spielte, und es liegt deßhalb im besonderen Interesse der preußischen Politik, daß in Spanien eine Frankreich feindliche Regierung herrscht. Ich glaube nun, daß Eure Majestät kaum eine Regierung in Spanien sich denken können, welche Ihnen feindlicher wäre, als diejenige des Herzogs von Montpensier. Setzen Eure Majestät voraus, daß der Moment des

Kampfes mit Deutschland käme und daß in dem Augenblick der Herzog von Montpensier König von Spanien wäre, während zu gleicher Zeit in Belgien, diesem bedeutungsvollen Grenzlande, ebenfalls die orleanistischen Einflüsse maßgebend wären, und während Italien nur den günstigen Augenblick erwarten würde, um sich auf Rom zu stürzen, — so werden Eure Majestät selbst ermessen, wie ein solches Verhältniß die Lage Frankreichs erschweren und seine Kraftanstrengungen lähmen würde."

Der Kaiser hatte mit niedergeschlagenen Augen, langsam seinen Schnurrbart streichend, zugehört, — er blickte jetzt von unten herauf in das Gesicht des Grafen und sprach:

„Wenn es nun wahr wäre, daß Preußen vielleicht ein Interesse an der orleanistischen Regierung in Spanien haben könnte, — wenn es wahr wäre, daß man dort geneigt sei, den Herzog von Montpensier so viel als möglich zu unterstützen, so bin ich sehr gespannt, zu hören, wie Sie, Herr Graf, gerade auf diese Umstände einen Plan zur Wiedererrichtung des Thrones der Königin Isabella begründen können."

„Sire," erwiederte der Graf, — „so sehr ich überzeugt bin, daß Eure Majestät ernsthaft und aufrichtig an der Erhaltung des Friedens arbeiten, ebensosehr

glaube ich auch, daß Graf Bismarck nach demselben Ziele strebt. Die Nothwendigkeit des Kampfes zwischen Frankreich und Preußen wird nur dann eintreten, wenn eine Verständigung zwischen beiden Mächten nicht erfolgt, das heißt, wenn Frankreich sich der Vereinigung Deutschlands unter preußischer Führung widersetzt, und wenn Preußen seinerseits Frankreich einen angemessenen Preis für dessen Zustimmung zu seiner deutschen Politik verweigert, den zu gewähren im Interesse beider Mächte liegt. — Es ist mir nun die Idee gekommen, Sire," fuhr er fort, während der Kaiser mit immer lebhafterer Aufmerksamkeit zuhörte, — „es ist mir nun die Idee gekommen, da in diesem Augenblick die politischen Interessen Frankreichs und Preußens sich am unmittelbarsten und schärfsten in Spanien durchkreuzen, gerade diese Frage zum Ausgangspunkt der Verhandlungen zu nehmen, welche nicht nur die unmittelbar schwebende Frage erledigen, sondern auch die gespannte Situation in Europa zum Heile der des Friedens so bedürftigen Völker ändern könnte."

„Und wie das?" fragte der Kaiser schnell.

„Ich habe daran gedacht, Sire," erwiederte der Graf, „im Namen des königlichen Hauses von Spanien mich nach Berlin zum Grafen Bismarck zu begeben und

seine Unterstützung für die Wiederaufrichtung des königlichen Thrones zu erbitten."

„Sie haben mir soeben," fiel der Kaiser ein, „mit vielem Scharfsinn plausibel gemacht, daß Preußen ein viel größeres Interesse daran habe, den Herzog von Montpensier zum König von Spanien zu machen und meinen orleanistischen Feinden einen festen Stützpunkt jenseits der Pyrenäen zu geben."

„Gewiß, Sire," erwiederte Graf Gurowsky, „doch hört das Interesse auf, sobald zwischen Frankreich und Preußen kein Grund zu kriegerischen Verwickelungen mehr besteht, sobald diese beiden Mächte sich verständigt und womöglich zu einer festen, Europa beherrschenden Allianz vereinigt haben. Eine solche Verständigung, eine solche Allianz wird aber kaum durch direkte Verhandlungen herzustellen sein, da jede der beiden Mächte es vermeidet und vermeiden muß, eine so delikate Frage unmittelbar anzuregen."

„Die Frage ist schon oft angeregt," sagte der Kaiser rasch, als ob seine Gedanken unwillkürlich zum Ausdruck kämen, „sie hat aber niemals zu einem Resultat geführt."

„Vielleicht," fiel der Graf ein, „weil es an dem vermittelnde Elemente fehlte, und weil ohnehin nicht mit voller, rückhaltloser Aufrichtigkeit von beiden Seiten ver-

fahren wurde. Außerdem steht die Frage mit jedem Augenblick für Frankreich günstiger, weil Frankreich in jedem Augenblick mächtiger wird. Und," fuhr er fort, „ich möchte Eure Majestät um die Erlaubniß bitten, meinerseits den Versuch zu machen, auf Grund der spanischen Angelegenheit und indem ich dem mir so nahestehenden königlichen Hause einen Dienst leiste, nochmals an diese große Frage heranzutreten."

„Ich verstehe noch immer nicht," sagte der Kaiser, „wie das sein sollte. Und jedenfalls," fügte er mit kalter Höflichkeit hinzu, „bedürfen Sie zur Vertretung der Interessen der Königin nicht meiner Erlaubniß."

„Dennoch, Sire," sprach der Graf, „ist Eurer Majestät Erlaubniß oder vielmehr Ihre Billigung meines Gedankens die einzige Bedingung der Ausführung desselben. Wenn ich dem Grafen Bismarck sagen könnte," fuhr er fort, „daß Eure Majestät wünsche, mit ihm gemeinschaftlich und unter Anwendung aller derjenigen Mittel, welche den beiden ersten Mächten Europas zu Gebote stehen, dahin zu wirken, daß die innere Unruhe in Spanien durch die Thronbesteigung des Prinzen Alphons von Asturien und unter der Regentschaft der gegenwärtigen Machthaber beendet würde, und daß Eure Majestät geneigt sei, wenn Preußen zu einem solchen Zusammenwirken die Hand böte, sich mit

dem Grafen Bismarck über die Errichtung eines gesammten deutschen Bundes unter preußischer Führung zu verständigen und mit diesem preußischen Deutschland ein festes Bündniß zur Erhaltung des europäischen Friedens und zur Leitung der europäischen Politik zu schließen, — dann, Sire, bin ich überzeugt, daß ich in Berlin Gehör finden würde, und daß ich nicht nur der königlichen Familie ihren Thron retten, sondern auch dazu beitragen würde, eine der wesentlichsten Ursachen der gegenwärtigen allgemeinen Unruhe und Unsicherheit zu beseitigen."

Der Kaiser blickte ein wenig erstaunt den Grafen an.

„Ich sollte im Voraus die Einigung Deutschlands unter Preußen gutheißen," sagte er, „um im Einverständniß mit dem Kabinet von Berlin für die Restauration des spanischen Thrones zu wirken? So aufrichtig," fuhr er fort, „als mich eine solche Restauration freuen würde, so vermag ich doch nicht einzusehen, wo die für Frankreich so nothwendigen Garantieen und Kompensationen zu finden sein würden, welche die öffentliche Meinung jetzt schon verlangt und welche sie bei einer definitiven Einigung des ganzen Deutschlands um so gebieterischer fordern würde."

„Eine befreundete und zuverlässige Regierung Spaniens, Sire," erwiederte Graf Gurowsky, „ist für

Frankreich von einer sehr ernsten Bedeutung, wie ja auch die französische Geschichte zeigt, daß zu allen Zeiten die klügsten Regenten dieses Landes Alles aufgeboten haben, um den französischen Einfluß auf der pyrenäischen Halbinsel fest zu begründen. Außerdem würde es aber an Eurer Majestät sein, — wenn Sie überhaupt den Gedanken einer Vermittlung mit Preußen durch die spanische Frage billigen, Ihrerseits noch diejenigen Punkte anzudeuten, welche hinzutreten müßten, um den Zielen der preußischen Politik in Deutschland die französische Zustimmung zu gewähren. Es würde dann von meinem Standpunkt aus diese so delikate Angelegenheit auf eine völlig diskrete, nach keiner Seite hin kompromittirende Weise angeregt und zu gegenseitigem Meinungsaustausch geführt werden können."

Der Kaiser dachte einige Zeit lang schweigend nach. Seine Züge erhellten sich, er schien in dem Gedanken des Grafen Gurowsky etwas zu finden, was mit seinen Ideen harmonirte.

„Sie meinen also," sagte er dann, „daß die orleanistischen Beziehungen auch Belgien zu einem für Frankreich gefährlichen Nachbar machen?"

„Eure Majestät werden noch besser wissen wie ich," erwiederte Graf Gurowsky, „wie weit verzweigt die Beziehungen der Familie Orleans sind, und wie Alles,

was mit derselben zusammenhängt, nur daran denkt, dem kaiserlichen Frankreich zu schaden und die Macht Eurer Majestät nach Innen und nach Außen zu schwächen."

„Ganz recht," sagte der Kaiser, den Arm auf das Knie stützend und den Kopf leicht seitwärts neigend, — „ganz recht, darum ist es gewiß sehr nützlich für Frankreich, wenn die Errichtung eines orleanistischen Thrones in Spanien verhindert wird, und wenn man in Berlin dazu die Hand bieten würde, so bin ich meinerseits ebenfalls zu Zugeständnissen an die dortigen Wünsche geneigt. Aber," fuhr er fort, „es müßte dann auch mit Konsequenz den orleanistischen Umtrieben entgegengetreten werden, wo sich dieselben auch immer zeigen mögen. Man kann ja," fügte er halbleise hinzu, „Belgien nicht so ohne Weiteres verschwinden lassen. Aber wenn Preußen einen deutschen Föderativstaat bildet, wenn es die übrigen Staaten durch militärische und Handelsverträge an sich kettet und mit seinen Interessen vollständig vereinigt, so kann man auch dort unmöglich etwas dagegen haben, wenn ich diejenigen Gebiete, welche ganz zweifellos in der Sphäre der französischen Macht liegen, durch ähnliche Verträge mit den Interessen Frankreichs verbinde. Wenn dieß zum Beispiel mit Belgien geschähe, so würden alle Beziehungen, welche die Orleans zu der dortigen Dynastie haben,

keinen Schaden thun können, — das wäre," sprach er langsam, indem er jedes Wort nachdenklich zu suchen schien, — „das wäre vielleicht ein Programm, auf welchem sich eine Verständigung mit Preußen begründen ließe: die Ausschließung der Thronkandidatur des Herzogs von Montpensier für Spanien, dafür möglichste Begünstigung des Prinzen von Asturien und Genehmigung von militärischen und Handelsverträgen zwischen Frankreich, Belgien und Holland, — wobei dann auch der Ankauf der luxemburgischen Bahn wieder in Frage kommen würde, — einem solchen Programm gegenüber könnte ich es verantworten, dem preußischen Vordringen in Deutschland kein Hinderniß zu bereiten und einen gesammtdeutschen Bund unter preußischer Führung aufrichten zu lassen, — ja vielleicht aufrichten zu helfen."

„Und Eure Majestät würden mir erlauben," fragte der Graf lebhaft, „es in Berlin auszusprechen, daß ein solches Programm Ihre Genehmigung gefunden habe und daß auf dasselbe basirte Verhandlungen zu günstigen Resultaten und zu einer definitiven Verständigung zwischen Frankreich und Preußen führen könnten?"

„Spezielle Verhandlungen," erwiederte der Kaiser, „würden vielleicht noch verschiedene besondere Punkte zur Erörterung bringen, über welche ich jetzt noch keine endgültige Ansicht aussprechen kann. Im Allgemeinen aber

würden nach meiner Ueberzeugung diejenigen Ideen, über welche wir uns soeben unterhalten haben, wohl geeignet sein, die Grundlage einer Verständigung, ja vielleicht auch eines festen Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen zu bilden."

„Dieß Wort Eurer Majestät genügt mir," sagte der Graf, „ich hoffe, daß ich auch in Berlin ein so entgegenkommendes Verständniß finden werde."

„Sie wollen nach Berlin gehen?" fragte der Kaiser. „Weiß die Königin von Ihrem Schritt und hat sie Ihnen die Autorisation gegeben, denselben zu unternehmen?"

„Ich habe mit Ihrer Majestät nicht davon gesprochen," erwiederte Graf Gurowsky, „ich glaube auch, daß es zweckmäßiger sein möchte, zunächst zu erforschen, ob meine Pläne überhaupt Aussicht auf Realisirung haben, um dieselben dann der Genehmigung Ihrer Majestät zu unterbreiten. Die Königin," fuhr er fort, „weigert sich bis jetzt, wie Eure Majestät wissen werden, auf das Bestimmteste, auf ihre Rechte zu verzichten, jedenfalls will sie zuvor die Garantie haben, daß durch ihre Abdikation dem Prinzen von Asturien der Thron wirklich gesichert werde, — bevor man der Königin diesen Nachweis führen kann, wird es unmöglich sein, sie zur Unterzeichnung der Abdankungsurkunde zu bewegen.

Ich glaube daher, daß es am besten ist, der Königin von der ganzen Sache erst dann Mittheilung zu machen, wenn ich ihr zugleich sagen kann, daß die beiden ersten Mächte Europas, daß Frankreich und Preußen für die Thronbesteigung ihres Sohnes mit Entschiedenheit ihren Einfluß geltend machen werden."

„Sie mögen Recht haben," sagte der Kaiser, — „versuchen Sie also immerhin Ihr Glück bei der Ausführung Ihres Gedankens. Doch vergessen Sie nicht," fuhr er in bestimmtem Ton fort, „daß ich bis jetzt nur Ihre ganz persönliche und private Idee vernommen habe, daß ich dieselbe in ihren großen Grundzügen für richtig und nützlich halte, daß ich jedoch, wenn über den Gegenstand bestimmte diplomatische Erörterungen an mich herantreten sollten, mir nach Anhörung meiner Minister die vollständige Freiheit meiner Entschlüsse vorbehalten muß."

„Ich verstehe vollkommen," erwiederte der Graf aufstehend, „Eure Majestät können überzeugt sein, daß ich nicht so vermessen sein werde, Ihre endgültigen Entschließungen irgendwie engagiren zu wollen, mir genügt es, daß Eure Majestät den Schritt, den ich im Interesse des königlichen Hauses von Spanien thun will, billigen und in meinen Ideen den Keim erfolgreicher Verhandlungen erblicken. Sollten dieselben eingeleitet

werden und zu einem befriedigenden Resultat führen, so werde ich meinen Lohn in dem Bewußtsein finden, nach meinen geringen Kräften dazu beigetragen zu haben, die Zukunft des königlichen Hauses sicherzustellen und den Einfluß und die Macht Frankreichs gekräftigt zu haben."

„Ich werde mich freuen," sagte der Kaiser, indem er sich ebenfalls erhob und sich mit verbindlicher, aber noch immer etwas kalter Höflichkeit gegen den Grafen verneigte, „Sie bei Ihrer Rückkehr zu sehen und von Ihnen zu hören, welchen Erfolg Ihre Bemühungen gehabt haben."

Graf Gurowsky ging hinaus, nachdem er sich an der Thür tief verbeugt hatte.

Der Kaiser trat sinnend an seinen Schreibtisch und blätterte in den auf demselben geordneten Papieren, ohne deren Inhalt zu beachten.

„Da ist eine Intrigue im Gange," sagte er, „deren Fäden ich noch nicht ganz durchschaue. Ich glaube nicht, daß diese Gedanken im Kopfe des Grafen entstanden sind, er kann doch unmöglich daran denken, daß er die Vormundschaft über den Prinzen von Asturien führen würde — und der König Don Francisco —"

Ein leichtes, mitleidiges Lächeln flog über sein Gesicht. —

„Mag aber der Ursprung dieser Sache,“ fuhr er fort, „liegen, wo er will, es ist eine wahre Idee darin. Diese spanische Revolution ist ebensosehr gegen Frankreich gerichtet, als gegen die Königin Isabella. Und wenn Montpensier, wenn ein Orleans König von Spanien würde, so würde Frankreich umringt sein von festen Haltpunkten für die Agitationen seiner Todfeinde. Das weiß man in Berlin,“ sagte er seufzend, „eben so gut, wie ich es weiß, und ich möchte bezweifeln, daß dieser eiserne und unbeugsame Mann dort, den ich einst glaubte als ein Werkzeug für meine Pläne benützen zu können, so leicht darin einwirken wird, mich in der Beseitigung dieser Gefahr zu unterstützen. Immer kommt mir die Sache gelegen, sie wird etwas Licht in die Verhältnisse bringen und vielleicht dazu dienen, diejenigen Schritte zu unterstützen, welche ich nach anderer Richtung hin vorbereitet habe, um die Gefahr zu beschwören, welche mir von jenem Land her droht, das schon für meinen Oheim verhängnißvoll wurde und das einst den ritterlichen König Franz I. als Gefangenen in seiner Hauptstadt sah.“

Er bewegte eine kleine Glocke und befahl dem eintretenden Kammerdiener, seinen Geheimsekretär Pietri zu rufen.

Nach wenigen Augenblicken trat dieser vertraute und ergebene Diener in das Kabinet.

„Ist der Marschall gekommen?“ fragte der Kaiser, indem er mit rascher Bewegung Herrn Pietri entgegentrat.

„Zu Befehl, Sire,“ erwiederte dieser, „er befindet sich seit einer halben Stunde in meinem Kabinet.“

„Und Niemand hat ihn gesehen und erkannt?“ fragte Napoleon.

„Niemand, Sire,“ erwiederte Herr Pietri, „er ist in einem verschlossenen Hofwagen gekommen, an der Hinterthür vorgefahren und von einem vertrauten Lakaien, der selbst nicht ahnte, wen er vor sich hatte, sofort zu mir geführt worden. Ich hatte vorher dafür gesorgt, daß Niemand sich auf dem Korridor befand, und ich glaube außerdem, daß Niemand hier ist, dem der Marschall von Ansehen bekannt sein kann.“

„Darauf muß man sich niemals verlassen,“ sagte der Kaiser, „in solchen Sachen spielt der Zufall oft wunderbar und fast immer ungünstig. Sind die Vorzimmer leer?“

„Zu Befehl, Sire,“ erwiederte Pietri, „nur General Favé —“

„Er ist zuverlässig und verschwiegen wie das Grab,“ sagte Napoleon. „Führen Sie den Marschall zu mir.“

Nach wenigen Augenblicken öffnete Herr Pietri die Thür des Kabinets.

Ein Mann von etwa fünfzig Jahren, dessen mittelgroße, schlanke und geschmeidige Gestalt noch die volle Elastizität jugendlicher Bewegungen besaß, erschien unter derselben, sein ausdrucksvolles, bleiches Gesicht mit dem kurzen schwarzen Haar und dem kurzgestutzten schwarzen Bart zeigte Kühnheit und Entschlossenheit, dabei aber auch listige Verschlagenheit und beobachtende Zurückhaltung. Die feinen Lippen waren fest aufeinander geschlossen, die Nasenflügel öffneten sich ein wenig bei seinen Athmenzügen, wie die Nüstern eines edlen Pferdes, und unter der schönen, nicht hohen, aber rein gewölbten Stirn zogen sich die schwarzen Augenbrauen in langen Bogen fast bis zur Nasenwurzel hin. Dieser Mann, der einen einfachen schwarzen Ueberrock trug, war der Marschall Prim, Graf von Reuß, der frühere langjährige Günstling und Vertraute der Königin Isabella, jetzt Kriegsminister der provisorischen Regierung in Spanien, deren Präsident der Marschall Serrano mit dem Titel eines Regenten geworden war.

Als der Marschall eingetreten, schloß Pietri die Thür hinter demselben. Der Kaiser ging ihm mit dem liebenswürdigsten Lächeln und freiem, offenem Blick

entgegen und reichte ihm mit einer Bewegung voll freundlicher Herzlichkeit die Hand.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Herr Marschall,“ sagte Napoleon, „Sie haben gewünscht, unerkannt und unbeobachtet zu bleiben, ich habe Sie deßhalb nicht so empfangen können, wie ich einen der Vertreter der edlen spanischen Nation zu empfangen gewünscht hätte.“

„Ich glaube, Sire,“ erwiederte der Marschall in reinem und fast accentlosem Französisch, „daß Eure Majestät meinen Wunsch, unerkannt zu bleiben, nur billigen können. Würde ich öffentlich hiehergekommen sein, so würde die Unterredung, welche Eure Majestät mir zu bewilligen die Gnade haben, der Gegenstand unzähliger Kommentare und Konjekturen in Europa, insbesondere in Spanien selbst geworden sein, und ich glaube nicht, daß eine solche Oeffentlichkeit für den Austausch unserer Ideen förderlich hätte sein können.“

„Dieß ist vollkommen richtig, Herr Marschall,“ erwiederte der Kaiser, „vorausgesetzt daß Sie ganz sicher sind, daß Niemand von Ihrer Ankunft hier unterrichtet ist. Denn wenn dieß der Fall wäre, würde allerdings die Heimlichkeit Ihres Besuchs den Konjekturen noch mehr Spielraum öffnen.“

„Ich glaube nicht, Sire,“ erwiederte der Marschall,

indem er sich auf den Wink des Kaisers demselben gegenüber in einen Fauteuil setzte, „ich glaube nicht, daß eine Indiskretion zu befürchten ist. Ich brauche meine Kur in Vichy, wie Jedermann weiß, und habe von dort aus einen kleinen Ausflug gemacht, ich werde übermorgen dort wieder erscheinen und meinen Brunnen weiter trinken, — und in Paris wird Niemand etwas von meiner Anwesenheit erfahren. Es müßte denn," sagte er mit einem feinen Lächeln, „Eurer Majestät Polizei sein, auf deren Diskretion man ja aber stets rechnen kann. Sollte ich aber irgendwie erkannt werden, so wird man einem so kurzen Aufenthalt kaum politische Motive beilegen. Ich werde mich dann bei Eurer Majestät offiziell melden und Sie werden ja leicht irgend einen Vorwand finden, um mich nicht zu empfangen."

Er schwieg.

Der Kaiser schien einen Augenblick über die Einleitung der Unterhaltung nachzudenken, dann sagte er:

„Sie werden begreifen, Herr Marschall, daß es mir von hohem Interesse sein muß, über die Verhältnisse des Nachbarlandes mich zu unterrichten, dessen Beziehungen zu Frankreich für beide Staaten von so großer Wichtigkeit sind. Olozaga ist, wie es scheint, oft selbst nicht genau unterrichtet über das, was in

Madrid vorgeht, und ich habe geglaubt, daß es gewiß am besten und zweckmäßigsten sei, mich mit demjenigen Mann zu unterhalten, dessen Wille und Geist ja die einzige Triebfeder der spanischen Regierung bildet."

„Eure Majestät dürfen überzeugt sein," erwiederte der Marschall, „daß Niemand mehr als ich den besonderen Werth freundschaftlicher Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich zu würdigen weiß und Niemand auch mehr wie ich von dem Wunsche beseelt ist, in unsern so schwierigen Verhältnissen von der hohen Einsicht und Weisheit Eurer Majestät Rath zu erhalten. Indeß Eure Majestät wissen," fuhr er fort, „daß ich nur einen Theil der Regierung bilde und daß die Leitung derselben von dem Marschall Serrano abhängt."

Der Kaiser lächelte.

„Ich weiß sehr wohl," sagte er, „daß der Herzog de la Torre der spanischen Regierung augenblicklich den Namen gibt, ich weiß aber auch, daß Sie, Herr Marschall, die Armee in Ihren Händen halten, — und Derjenige, dem die Armee gehört, hat stets die wahre Macht."

„Ich habe mir das Departement des Krieges vorbehalten," erwiederte Prim, „weil ich vor Allem Soldat bin, und," fügte er mit einem stolzen Ausdruck hinzu, „die Armee hat allerdings Vertrauen zu mir und ich

glaube, daß mein Wort etwas bei ihr gilt, und daß sie mir mit Ergebung folgen würde, wohin ich sie auch immer führen möchte."

Der Kaiser neigte den Kopf.

„Das ist es, das ist es," sagte er, „in politischen Krisen gibt immer die Armee den Ausschlag, und Derjenige, dem die Armee folgt, wird auf die Entwickelung der Zukunft stets einen größeren Einfluß ausüben, als Derjenige, welcher die Dekrete unterzeichnet. Das Direktorium," fuhr er mit einem schnellen, forschenden Blick auf den Marschall fort, „das Direktorium dekretirte einst in Frankreich, aber die Armee marschirte auf das Kommando des Generals Bonaparte, meines großen Oheims, — das Direktorium verschwand wie der Staub vor dem Wind, der General aber wurde erster Konsul und Kaiser."

Prim schüttelte wie abwehrend den Kopf.

„Was Napoleon I. that und thun konnte," sagte er, „das kann Niemand nachahmen, und was in Frankreich damals möglich war, würde heute in Spanien nicht möglich sein, selbst wenn Jemand den kühnen Ehrgeiz haben sollte, dem Beispiel eines in der Weltgeschichte so erhaben dastehenden Riesen zu folgen."

Der Kaiser blickte groß und voll in das Gesicht

des Marschalls. Seine Züge nahmen den Ausdruck treuherziger Offenheit an.

„Sprechen Sie aufrichtig, Herr Marschall, ganz aufrichtig!“ fragte er. „Sie haben nicht nöthig, mir gegenüber Ihre Gedanken zu verhüllen, und wenn der Ehrgeiz, einen Thron zu gründen in dem Lande, das so lange eine Beute innerer Unruhe war, in Ihnen lebendig geworden wäre, so würden Sie in mir wahrlich keinen Gegner zu befürchten haben. Ich würde mit Freude und Beruhigung die Geschicke Spaniens in den Händen eines Mannes sehen, der Kraft und Energie genug hat, um dieselben in den Hafen der Ruhe und Ordnung zu führen, und von dem ich zugleich voraussetzen darf, daß er mein und Frankreichs Freund ist.“

„Eure Majestät sind sehr gütig,“ sagte der Marschall Prim mit leichter Verneigung, — „aber ich habe aufrichtig und ohne Rückhalt gesprochen. Ich kann Eure Majestät versichern, daß der Ehrgeiz, wie Sie ihn eben andeuteten, in meiner Brust nicht lebt, und wenn er auftauchen sollte, so würde mir die Möglichkeit und die Kraft fehlen, ihm Folge zu geben. Die Errichtung eines cäsarischen Thrones ist überhaupt in Spanien unmöglich,“ fuhr er fort, während der Kaiser sich, aufmerksam zuhörend, ein wenig vorbeugte, „Jeder, der dieß

unternehmen wollte, würde sich all' den verschiedenen Parteien gegenübersehen, welche zusammengenommen die ganze Bevölkerung bilden, sein Versuch würde einen vervielfältigten Bürgerkrieg, einen Krieg Aller gegen Alle hervorrufen, er selbst aber würde in diesem Kriege isolirt sein und bald schimpflich unterliegen. Das spanische Volk verlangt einen in Purpur geborenen König und würde auch den populärsten Spanier, den es früher als seinesgleichen gesehen, nie als Monarchen anerkennen."

„So glauben Sie an die Dauer der spanischen Republik?" fragte der Kaiser.

„Nein, Sire," erwiederte Prim, „auch diese ist unmöglich. Eine rothe Republik, das heißt, die allgemeine Anarchie könnte für eine kurze Zeit ihre traurige Herrschaft erhalten, aber das spanische Volk wird bald immer wieder zur Monarchie zurückkehren, wie ja auch die gegenwärtige Regierung sich nur dadurch erhält, daß sie sich fortwährend als ein Provisorium darstellt, — als eine Regentschaft für einen König, der gesucht und gefunden werden soll —"

„Der sich aber vielleicht nicht so ganz leicht finden läßt," fiel der Kaiser ein. — „Ich zweifle nicht," sagte er dann, „daß Sie, Herr Marschall, auch über diesen Punkt nachgedacht und bestimmte Ideen und Pläne sich

gebildet haben. Ich weiß nicht, ob ich die Diskretion verletze, wenn ich mir erlaube, Sie zu fragen, nach welcher Richtung Ihre Gedanken sich wenden würden, wenn es sich um die Rekonstituirung der spanischen Monarchie handelte. Es ist das allerdings wesentlich eine innere Angelegenheit Spaniens, aber Sie werden mir gewiß zugeben, daß auch die übrigen Mächte, daß namentlich Frankreich Ursache hat, als Nachbarland Spaniens, an derselben ein sehr großes Interesse zu haben, und daß es für die Förderung und persönliche Durchführung der Angelegenheit sehr wichtig wäre, wenn wir über dieselbe unsere Anschauungen und Wünsche austauschten."

Prim zögerte einen Augenblick, dann sah er mit seinen scharfen Augen kalt und ruhig den Kaiser fest an und sagte:

„Eure Majestät haben vorhin von dem Ehrgeiz gesprochen, welcher Ihren erhabenen Oheim auf den Thron Frankreichs führte; ein solcher Ehrgeiz ist, wie ich Eurer Majestät bemerkte, in Spanien unmöglich, — Sie werden aber begreifen, Sire, daß wenn in meinem Vaterlande keine Hand es wagen kann, sich nach der Krone auszustrecken, dagegen auch Niemand, der die Macht, die wirkliche Macht besitzt, geneigt sein kann, dieselbe so leicht wieder aufzugeben und

in den Schatten nichtiger Unbedeutendheit zurückzutreten."

Ein schneller Blitz des Verständnisses zuckte aus dem Auge des Kaisers, er neigte leicht zustimmend den Kopf und erwartete dann gespannt die weitere Aeußerung des Marschalls.

„Diejenigen also, Sire, welche augenblicklich in Spanien die Macht in ihren Händen halten, werden dieselbe gewiß nicht anwenden, um einen König auf den Thron zu rufen, welcher damit beginnen würde, aus eigener Kraft König zu sein und selbst regieren zu wollen, — das wäre ein politischer Selbstmord, zu dem in der That weniger Ehrgeiz gehörte, als man einem Mann von Selbstgefühl, Kraft und Muth zutrauen darf."

„Ich verstehe, ich verstehe vollkommen," sagte Napoleon, — „und deßhalb —"

„Deßhalb, Sire," erwiederte Prim, „wird man nicht erwarten können, daß Diejenigen, welche gegenwärtig die wirkliche Macht, die militärische Macht," fügte er mit Betonung hinzu, „festhalten, einen König auf den Thron rufen, welcher ihre Unterstützung entbehren und mit selbstständiger Hand die Zügel der Regierung zu ergreifen versuchen könnte, einen König, der entweder im Lande selbst festen Boden für seine

Autorität finden könnte, oder der, auf auswärtige Unterstützung fußend, Spanien in die Intriguen fremder Kabinetspolitik verwickeln möchte. Ausgeschlossen ist daher nach meiner Ueberzeugung die Kandidatur des Don Carlos."

„Halten Sie eine solche überhaupt für möglich?" fragte Napoleon nachlässig.

„Die alte legitime Monarchie," erwiederte der Marschall, „hat in vielen Provinzen Spaniens fanatische Anhänger, die Geistlichkeit würde sie unterstützen, jedenfalls würde Don Carlos im Lande genügenden Halt für ein festes, autokratisches Auftreten finden, das ohnehin seinem Charakter entspricht, und Alle, welche jetzt in Spanien regieren, würden von ihm schnell beseitigt werden. Ebensowenig," fuhr er fort, „würde man an einen Prinzen aus den Dynastieen der europäischen Großmächte denken können, der fortwährend nach Außen hin blickte und durch auswärtige Einflüsse seine Macht zu stützen versuchen würde."

„Es bleibt also —" fragte der Kaiser.

„Es bleibt also nur," sprach Prim weiter, „die Alternative, entweder einen jungen minorennen spanischen Prinzen zu berufen, welcher zunächst unter der Leitung Desjenigen stehen würde, der die wirkliche und maßgebende Macht in den Händen hat, und welcher auch

später stets Demjenigen dankbar bleiben würde, welcher seine Jugend geleitet und so lange die Zügel der Regierung in Händen gehalten hat, — oder man müßte einen auswärtigen Prinzen berufen, welcher, ohne Rückhalt an seiner Familie und seinem Vaterlande, ein Fremder in dem Lande, das er beherrschen soll, gezwungen wäre, sich auf die Popularität und den Einfluß Desjenigen zu stützen, der ihm den Weg zum Thron geöffnet hätte."

„Ich sehe, Herr Marschall," sagte Napoleon lächelnd, „daß Sie sehr tief und sehr klar über die Zukunft Spaniens nachgedacht haben, und daß auch," fügte er hinzu, „der für einen Mann wie Sie so natürliche Ehrgeiz in Ihrer Brust seinen Platz hat. Nachdem wir uns über die Prinzipien verständigt haben," fuhr er dann fort, „lassen Sie uns auf die Personen kommen. Für die Möglichkeit eines minorennen spanischen Königs sehe ich nur den Prinzen von Asturien. Halten Sie seine Wiederherstellung für möglich? Würden Sie dieser Kombination einen Platz unter den Eventualitäten der Zukunft einräumen?"

„Warum nicht?" sagte der Marschall, „vorausgesetzt, daß die Königin Isabella darauf verzichtet, mit ihrem Sohn wieder nach Spanien zurückzukehren, um etwa die Regentschaft für denselben zu übernehmen.

Es haben zwar Kundgebungen gegen die Dynastie stattgefunden, indessen ist dieselbe im Grunde nicht so verhaßt in Spanien, als man im Auslande glauben möchte. Die spanische Nation wird einem unschuldigen Kinde, wie es der Prinz von Asturien ist, die Fehler seiner Mutter nicht vorwerfen."

„Und an welchen auswärtigen Prinzen könnte man denken?" fragte der Kaiser rasch.

„Der Almanach de Gotha," sagte Prim lächelnd, „bietet eine reiche Auswahl. Das Haus Koburg ist erschöpft, aber es gibt ja noch andere kleine Dynastieen, die eben so vornehm und eben so sans conséquence sind. Doch," fuhr er fort, „Eure Majestät werden mir erlauben, aufrichtig und ohne Rückhalt zu sprechen, da ich überzeugt bin, daß eine aufrichtige Verständigung mit Eurer Majestät im wahren Interesse Spaniens und Frankreichs liegt. So will ich Eurer Majestät nicht verhehlen, daß mir in dieser Beziehung eine Idee gekommen ist, welche vielleicht auch Eurer Majestät Billigung finden könnte. Ich habe nämlich," fuhr er fort, „an den Erbprinzen von Hohenzollern gedacht."

Der Kaiser zuckte zusammen.

„Sie betonten vorher, Herr Marschall," fiel er schnell ein, „die Nothwendigkeit, den künftigen König

von Spanien nicht aus den Dynastieen der Großmächte zu wählen, und nun haben Sie an einen preußischen Prinzen gedacht?"

„Sire," erwiederte Prim, „der Prinz von Hohenzollern ist ja kein preußischer Prinz, er ist mit dem preußischen Hause nicht verwandt, er ist Katholik, und schon dieser Umstand scheidet ihn von den wesentlichsten Lebensinteressen der preußischen Dynastie und des preußischen Staats, und außerdem hat er die Ehre, ein Verwandter Eurer Majestät zu sein, — wie ja auch sein Bruder Eurer Majestät verwandtschaftlichem Interesse den Fürstenthron von Rumänien verdankt."

„Ja, ja," sagte der Kaiser sinnend, indem er den Kopf hin und her wiegte, „ja, ja, das ist richtig, er ist mein Verwandter, er ist nicht so eigentlich preußischer Prinz. — Aber," fuhr er fort, „glauben Sie, daß er sich leiten lassen möchte, daß er nicht ein Werkzeug der preußischen Politik werden würde?"

„Sich leiten lassen?" sagte Prim achselzuckend, „ich wüßte nicht, Sire, wie ein Erbprinz von Hohenzollern, ein Fremder in Spanien, ohne die Kenntniß der Sprache, der Sitten und des Landes, ohne Leitung und Unterstützung dort auch nur ein halbes Jahr sich halten wollte. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum hiesigen Hof sprechen ebenfalls für ihn und —"

„Ahnt der Prinz etwas,“ fragte der Kaiser schnell, „von den Ideen, die Sie mit ihm haben?“

„Ich habe die Gedanken,“ erwiederte Prim, „die ich mir über diesen Gegenstand gemacht, zum ersten Mal vor Eurer Majestät ausgesprochen, nach anderer Richtung hin ist nie ein Hauch über meine Lippen gekommen. Die Sache ist noch nicht reif, in diesem Augenblick würde jeder Versuch, an dem augenblicklichen Zustande etwas zu ändern, auf den zähesten Widerstand des Marschalls Serrano und meiner Kollegen stoßen, — sie müssen sich erst noch mehr verbrauchen, in noch tiefere Ohnmacht herabsinken, — und dahin werden sie schnell genug kommen,“ fügte er mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung hinzu. „Dann wird der Augenblick gekommen sein,“ sagte er, stolz den Kopf erhebend, „der spanischen Nation einen König zu geben, einen König meiner Wahl und meiner Schule.“

„Der Einfluß der Schule, Herr Marschall,“ sagte der Kaiser, „dürfte bei einem minorennen Knaben größer sein, als bei dem Prinzen von Hohenzollern, der, wenn auch nicht preußischer Prinz, wie Sie sagen, dennoch aber immer preußischer Offizier ist, und doch wohl nicht ganz ohne Neigung zu eigener und selbstständiger Herrschaft sein wird. Sie sind aufrichtig gegen mich gewesen, ich will es ebenso gegen Sie sein,“ fuhr

er fort, „Sie wissen, daß meine Politik, wenn ich auch auf die Meinung einzelner Parteien wenig Rücksicht nehme, dennoch abhängig ist und abhängig sein muß von der wirklichen und allgemeinen Meinung des französischen Volks, und ich muß Ihnen sagen, daß nach meiner Ueberzeugung das französische Volk den Prinzen von Hohenzollern als einen preußischen Prinzen ansehen und seine Thronbesteigung als eine feste Aufrichtung preußischen Einflusses in Spanien betrachten würde. Sie können sich denken, zu welcher Unzufriedenheit dieß bei dem ohnehin schon gereizten Gefühl der Franzosen gegen Preußen Veranlassung geben muß, und wenn ich auch persönlich die größte Zuneigung für den Prinzen Leopold habe, so könnte mich die Strömung der öffentlichen Meinung in Frankreich doch vielleicht in einen feindlichen Zwiespalt zwischen meiner persönlichen Sympathie und der politischen Nothwendigkeit bringen. Wenn Sie es also für möglich halten würden, den Prinzen von Asturien auf den Thron zu setzen —“

„Sobald die Königin definitiv abdankt,“ fiel Prim ein, „wird dieß nicht schwer sein, und auch Serrano würde dafür wirken, — in der Voraussetzung seinerseits, Regent zu bleiben, — wogegen ja auch für den Anfang nichts zu erinnern wäre.“

„Dann, mein lieber Marschall,“ sagte der Kaiser,

„glaube ich, daß wir über die Zukunft vollständig einig werden können, denn ich bin überzeugt, daß Sie die persönlichen Sympathieen, welche der Prinz von Asturien für Frankreich hat, aus politischer Ueberzeugung nur bestärken und in der spanischen Politik zum Ausdruck bringen werden.“

„Wozu ich,“ sagte der Marschall sich verneigend, „nur noch mehr werde bestimmt werden durch die aufrichtige persönliche Ergebenheit, welche ich stets für Eure Majestät empfunden habe. Es fragt sich nur,“ fuhr er fort, „in welcher Weise diese Kombination eingeleitet werden kann, welche auch ich allen andern vorziehe, weil sie Eurer Majestät Beifall hat und weil sie eine rein spanische ist.“

„Die Einleitung wird nicht schwer sein,“ sagte der Kaiser, „ich werde dahin zu wirken suchen und glaube es mit Erfolg zu können, daß die Königin Isabella zu Gunsten ihres Sohnes abdankt.“

„Damit wird viel gewonnen sein,“ sagte Prim, „sodann aber würde ich Eure Majestät noch besonders darum bitten müssen, strenge und energische Anordnungen zu treffen, damit die karlistische Erhebung an den Grenzen Frankreichs keine Unterstützung findet, denn, wie ich Eurer Majestät zu bemerken schon die Ehre hatte, Don Carlos ist der einzige Prätendent, welcher im Stande

wäre, aus eigener Kraft eine Armee zu bilden und den Kampf um den spanischen Thron aufzunehmen."

„Ich werde sofort die bestimmtesten und strengsten Befehle nach den Grenzdepartements ergehen lassen," erwiederte der Kaiser. „Es kommt nur darauf an, daß wir nun über die Fortführung dieser Angelegenheit, welche ebenso sehr im Interesse Spaniens als in demjenigen Frankreichs liegt, uns direkt und unmittelbar verständigen können."

„Ich werde," sagte Prim, „so oft ich Eurer Majestät etwas mitzutheilen habe, meinen Adjutanten Campos hiehersenden, welcher auch in Beziehungen zu dem Grafen Albacete, dem Kammerherrn der Königin Isabella, steht, und also auch nach dieser Seite hin etwa nothwendige Verhandlungen zu führen im Stande sein wird. Ich bitte Eure Majestät ein- für allemal, Allem, was mein Adjutant Ihnen mittheilen wird, Glauben zu schenken."

„Und seien Sie überzeugt, Herr Marschall," sagte der Kaiser, indem er aufstand, „daß ich alle Ihre Intentionen auf das Kräftigste und Energischste unterstützen werde und daß, wenn der Prinz von Asturien den spanischen Thron besteigt, er und sein Führer an mir stets einen wahren und aufrichtigen Freund haben wird. Ich muß darauf verzichten, Sie noch einmal zu sehen,

um Ihr Inkognito nicht zu gefährden. Leben Sie wohl, und möchte Spanien bald durch Ihre Hand zur ruhigen Ordnung, zum Glück zurückgeführt werden."

Er drückte lange und herzlich die Hand des Marschalls und begleitete denselben bis zur Thür seines Kabinets.

„Bei allem Schein von Aufrichtigkeit," sagte er dann, ihm nachblickend, „spielt er verdecktes Spiel. Ich bin überzeugt, daß er in Berlin unterhandelt, um den Erbprinzen von Hohenzollern nach Spanien zu rufen, der mir im Grunde weit lieber wäre als Montpensier. Und was den Prinzen von Asturien betrifft, so ist er auch in dieser Beziehung nicht ganz aufrichtig gegen mich."

Er trat an seinen Schreibtisch und öffnete einen auf demselben liegenden zusammengefalteten Bericht.

„Er ist gestern Abend bei der Königin Christine gewesen und hat eine lange Unterredung mit ihr gehabt. Das hat er mir verschwiegen, — er will, daß der König, den er Spanien gibt, nur ihm dankbar, nur von ihm abhängig sein soll. Doch," sagte er dann, sich vergnügt die Hände reibend, „ich glaube, daß dieser Gurowsky mir sehr nützlich sein wird, um nach allen Richtungen die Hand im Spiel zu behalten. Er wird in Berlin wenigstens die Verhandlungen des Mar-

schalls Prim erschweren, dadurch wird mein Einfluß auf die Zukunft Spaniens gesichert bleiben und es wird mir wenigstens gelingen, diese spanische Revolution, welche alle meine Kombinationen zertrümmert, so viel als möglich unschädlich zu machen, und wenn ich nicht im Süden der Pyrenäen einen Verbündeten finden kann, wenigstens verhindern, daß sich dort ein Feind mir erhebt."

„Doktor Nélaton," meldete der eintretende Kammerdiener.

Der Kaiser seufzte tief auf und ging langsam in sein Schlafzimmer.

Dingelstedt, Franz, Die Amazone. Novelle. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

Ebers, Georg, Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Vierte Auflage. 3 Bände. M. 9. —

Gaboriau, Emil, Der Strick um den Hals. Kriminal-Roman. 4 Bände. M. 12. —

Grosse, Julius, Maria Mancini. Roman. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 7. 50 Pf.

— — **Ein Revolutionär.** Novelle. Zweite Auflage. M. 4. —

— — **Der Stadtengel.** Ein bürgerlicher Roman. 2 Bände. M. 6. —

Gutzkow, Karl, Lebensbilder. Zweite Auflage. 3 Bde. M. 13. 50 Pf.

— — **Die schöneren Stunden.** Rückblicke. Zweite Auflage. M. 4. 50 Pf.

Hackländer, F. W., Der Wechsel des Lebens. Zweite Auflage. 3 Bände. M. 9. —

— — **Nahes und Fernes.** Zweite Auflage. M. 5. 25 Pf.

— — **Neue Geschichten.** Zweite Auflage. 2 Bde. M. 6. —

— — **Zwölf Zettel.** Zweite Auflage. 2 Bände. M. 6. —

— — **Der Sturmvogel.** Ein Seeroman. Zweite Auflage. 4 Bände. M. 10. 50 Pf.

— — **Geschichten im Zickzack.** Roman. Zweite Auflage. 4 Bände. M. 10. 50 Pf.

— — **Nullen.** Geschichten im Zickzack. 3 Bände. M. 9. —

Hartmann, Moriz, Die letzten Tage eines Königs. Historische Novelle. Zweite Auflage mit Anhang: „Die Blutrache". M. 4. —

Henkel, Fr., Aus Langeweile. Roman. 2 Bände. M. 6. —

Hoefer, Edmund, Der verlorne Sohn. Eine Geschichte. Zweite Auflage. M. 4. 50 Pf.

Hopfen, Hans, Der graue Freund. Roman. 4 Bände. M. 15. —

— — Juschu. Tagebuch eines Schauspielers. M. 4. 50 Pf.

Mels, A., Erlebtes und Erdachtes. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 8. —

Müller, Otto, Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1772. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 9. —

— — Erzählungen. Zweite Auflage. M. 4. —

— — Die Förstersbraut von Neunkirchen. Novelle. Zweite Auflage. M. 4. —

— — Diadem u. Maske. Roman. 3 Bände. M. 9. —

Raabe, Wilhelm, Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman. Zweite Aufl. 3 Bde. M. 9. —

— — Der Regenbogen. Sieben Erzählungen. Zweite Auflage. 2 Bände. M. 7. 50 Pf.

— — Deutscher Mondschein. Vier Erzählungen. Zweite Auflage. M. 4. —

Rank, Josef, Im Klosterhof. Roman. 2 Bände. M. 6. —

Rudorff, E., Die Tochter des Nabob. Roman. M. 3. —

Meding, Oskar,

Um Szepter und Kronen Zeitroman

Bd.: 4,1

Stuttgart 1875